/ FRAUEN
/ FORSCHUNG
/ FEMINISMUS

Claudia Böttcher
Francesca Weil (Hrsg.)

Claudia Böttcher / Francesca Weil (Hg.)

„Frauen – Forschung – Feminismus“

Impressum

© 2022 Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e. V. an der TU Dresden, 01062 Dresden

Bei dem Sammelband handelt es sich um eine Veröffentlichung des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung e. V. Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung – Nicht-kommerziell – Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz.

Umschlaggestaltung: Collage, Linda Kontny
Satz: Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung, Dresden

DOI: https://doi.org/10.25366/2022.19
URL: https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:14-qucosa2-784815

www.hait.tu-dresden.de

Inhaltsverzeichnis

Claudia Böttcher / Francesca Weil
„Frauen –Forschung – Feminismus". Eine Einführung 5

Jeannette van Laak
Lea Grundig – eine Migrantin im 20. Jahrhundert 9

Jessica Bock
Aufbruch – Anpassung – Selbstbehauptung: Die ostdeutsche Frauenbewegung in den 1990er-Jahren am Beispiel Leipzigs 15

Shogufa Malekyar
Brückenbauerinnen: Zur Integration afghanischer Frauen in Deutschland 20

Magdalena Gehring
Die Amerikarezeption in der deutschen Frauenbewegung im 19. Jahrhundert 28

Susan Arndt
Sexismus. Oder die #MeNot-Illusion 33

Marion Kaplan
Wandlungen im Geschlechterverhalten jüdischer Familien (1933–1939) 37

Anke Blümm
Vergessene Bauhaus-Frauen – Lebensschicksale in den 1930er- und 1940er-Jahren 44

Francesca Weil
„Feuerkraut" – Gerda Lerner und die Gründung des weltweit ersten Lehrstuhls für historische Frauenforschung 51

Greta Jasser / Dominik Hammer
Natürliche Bettgefährten – rechte Onlinebewegungen und die Mannosphäre 59

Alexander Rode
Vagabundinnen. Hans Ostwalds Darstellung weiblicher Nichtsesshaftigkeit um 1900 66

Marion Vera Röwekamp
Marie Munk – „Pioneer Woman Judge" und die Gleichberechtigung der Frau in der Familie 75

Fruzsina Müller
„… mit den mannigfachen Gerätschaften und Methoden der neueren Krankenpflege". Die Anfänge des modernen (konfessionellen) Krankenpflegeberufs in Leipzig und seine Auswirkungen bis heute 82

Udo Grashoff
Mehr als eine „Lady mit der Lampe": Florence Nightingale – Statistikerin und Sozialreformerin 90

Heidi Stecker
Passion Pink. Über Feminismus im Werk von Heike Lydia Grüß 95

Sophie Seeliger
„Und führen, wohin ich nicht will". Geflüchtete Frauen aus den deutschen Ostgebieten 1944/45 99

Autor:innenverzeichnis 106

Claudia Böttcher / Francesca Weil

„Frauen – Forschung – Feminismus“. Eine Einführung

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es." Dieser Schlüsselsatz aus Simone de Beauvoirs Standardwerk „Das andere Geschlecht"[1] wurde zum Mantra der Frauenbewegung der 1970er- und 1980er-Jahre und Grundlage dafür, Geschlecht in ein biologisches Geschlecht (sex) und ein soziales Geschlecht (gender) zu differenzieren. De Beauvoirs zu damaligen Zeiten radikaler Ansatz, dass die Gesellschaft und die in ihr vorherrschenden Stereotype, Normen und Werte das soziale Geschlecht formen, wodurch man in bestimmte Geschlechterstereotype hineingezwungen wird, erweitert Judith Butler schließlich in ihrem 1990 veröffentlichtem und vom Dekonstruktivismus geprägten Werk „Gender Trouble".[2] Hiernach wird Geschlecht generell als gesellschaftlich, sozial und kulturell konstruiert betrachtet. Nach Butler existiert somit das biologische Geschlecht (sex) ebenfalls nicht, sondern wird – wie das soziale Geschlecht (gender) – durch Normen, Werte und Sprache einer Gesellschaft hervorgebracht und stetig reproduziert. Damit trennt diese Richtung der Genderforschung, die ohne Simone de Beauvoirs Arbeit nicht zu denken gewesen wäre, das biologische nicht mehr vom sozialen Geschlecht.[3] Ziel dieses dekonstruktivistisch-feministischen Ansatzes ist es, die dichotome Kategorie von „männlich" und „weiblich" vollkommen aufzulösen und jegliche Natürlichkeit von Geschlecht und Geschlechterdifferenzen zu negieren.[4] Doch es wäre zu einseitig, die Genderforschung im Allgemeinen und ihre dekonstruktivistisch geprägte Richtung im Besonderen als eine Forschungsrichtung zu charakterisieren, die ausschließlich auf Geschlechterfragen abzielt. Denn im Kern geht es hierbei um wesentlich mehr – es geht um eine kritische Auseinandersetzung mit bestehenden gesellschaftlichen, politischen, sozialen sowie kulturellen Macht- und Herrschaftsverhältnissen und darum, zu fragen, was ein Subjekt ausmacht, welche Handlungskompetenz es besitzt sowie in welcher Weise Normen und Werte zu denken sind und wie sie Wirksamkeit erreichen.[5]

Darauf bezugnehmend zielt auch der vorliegende Sammelband nicht explizit auf eine reine Frauenforschung ab, in der vor allem nach der Diskriminierung von Frauen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen und zu verschiedenen

1 Simone de Beauvoir, Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau, Reinbek bei Hamburg 2000, S. 334.

2 Judith Butler, Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity, New York 1990.

3 Vgl. u. a. Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991, S. 24 f.; Susanne Kinnebrock/Thomas Knieper, Männliche Angie und weiblicher Gerd? Visuelle Geschlechter- und Machtkonstruktionen auf Titelseiten von politischen Nachrichtenmagazinen. In: Christina Holtz-Bacha (Hg.), Frauen, Politik und Medien, Wiesbaden 2008, S. 83–103, hier 88.

4 Vgl. Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, S. 22–49.

5 Vgl. u. a. Paula-Irene Villa/Sabine Hark, Unterscheiden und Herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart, Bielefeld 2017; Gerald Posselt/Tatjana Schönwälder-Kuntze/Sergej Seitz (Hg.), Judith Butlers Philosophie des Politischen. Kritische Lektüren, Bielefeld 2018.

Zeiten gefragt wird. Vielmehr werden in Anlehnung an de Beauvoir und Butler mit und in diesem Sammelband zum einen politische und gesellschaftliche Hierarchien und Machtverhältnisse fokussiert. Zum anderen werden Normierungen von sich tangierenden Kategorien wie „gender", „race" oder „class" kritisch beleuchtet. Neben dieser Intersektionalität ist darüber hinaus die Frage nach den emanzipatorischen Auswirkungen ein Schlüsselthema einer genderbewussten Forschung und stellt einen weiteren thematischen Aspekt dieses Sammelbandes dar. Alle Personen bzw. Geschlechter werden dabei nicht als Opfer wahrgenommen, sondern als nachdenkende, handelnde, partizipierende und erlebende Akteur:innen ihres Umfeldes.

Was verbindet die in thematischer Hinsicht sehr unterschiedlich gelagerten Beiträge dieses Bandes? In vielen Texten geht es um Kämpfe für Gleichberechtigung und Gleichstellung der Frau, um ihre Wahrnehmung in der Gesellschaft, um Möglichkeiten der Identitätsentfaltung, um Freiheitsbestrebungen, Einfordern von Bildungszugängen, um das Hören ihrer Stimme(n) und nicht zuletzt um individuelle Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Frauen erkämpften und erkämpfen sich Sichtbarkeit und reißen Strukturen ein.

Diese Gemeinsamkeiten hat auch Linda Kontny, die Kommunikationsdesignerin, die das Buchcover gestaltete, festgestellt und auf dem Cover grafisch verdeutlicht. Das trifft auch auf die Verwendung der Symbole zu. Das weibliche ist zuerst kaum sichtbar, bekommt aber immer mehr Präsenz; das zuerst vorherrschende männliches Symbol steht schließlich nicht mehr allein, verschwimmt immer mehr mit dem weiblichen, Gleichwertigkeit entsteht und eine nicht mehr eindeutig definierbare Form. Entsprechend soll diese Symbolik auch als größere Vielfalt der Geschlechter respektive deren vollständige Auflösung und nicht als ausschließliche Konzentration auf eine binäre Geschlechterordnung verstanden werden.

Durch die Integration der Frauen- und Geschlechterforschung als konzeptionellen Querschnittsbereich zu allen Forschungsfeldern des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung e. V. an der TU Dresden soll diese Forschungsrichtung perspektivisch in verschiedenen Projekten eine maßgebliche Rolle spielen. Dementsprechend stellt die Auseinandersetzung mit Themen der Frauen- und Genderforschung innerhalb der Sonderreihe „Frauen – Forschung – Feminismus" auf dem Blog des Hannah-Arendt-Instituts „Denken ohne Geländer" einen wichtigen Anfang dar.[6] Mit diesem Sammelband sollen die Beiträge der Reihe – mitunter aktualisiert oder ergänzt und um vier Beiträge erweitert – wiederholt veröffentlicht und im Format eines digitalen Sammelbandes einem noch breiteren Publikum zugänglich gemacht werden.

6 Vgl. https://haitblog.hypotheses.org/category/kolloquien/kolloquium; 27.1.2022.

An dieser Stelle möchten wir allen Autor:innen für ihre Texte, ihre Zeit und Geduld danken. Darüber hinaus gilt unser Dank Maximilian Kreter M. A. und Dr. Andreas Kötzing, die als Redakteure des Blogs „Denken ohne Geländer“ die meisten der Beiträge redaktionell mit betreut und kritisch-konstruktiv lektoriert haben, und Ute Terletzki M. A., der Leiterin der Publishing-Abteilung des Hannah-Arendt-Instituts, die mit der ihr eigenen Akribie maßgeblich zur Gestaltung des Bandes beigetragen hat.

Dresden im März 2022 Claudia Böttcher/Francesca Weil

Jeannette van Laak

Lea Grundig – Eine Migrantin im 20. Jahrhundert

Einleitung

Lebenswege wie der Lea Grundigs (1906–1977) wurden in ihrer biografischen Erzählung bislang meist den politischen Ideologien des 20. Jahrhunderts zu-, wenn nicht sogar untergeordnet. Damit treten den Betrachter:innen oftmals Personen gegenüber, die ab einer bestimmten Zeit ihres Lebens in ihren Anschauungen und Handlungen erstarrt erscheinen, ganz so, als hätte sich die jeweilige parteipolitische Linie wie ein Korsett um die biografischen Erfahrungen gelegt und all das abgeschnürt, was nicht passend erscheint. Lebenswege, wie den der deutsch-jüdischen Künstlerin unter dem Aspekt der Migration zu untersuchen, ermöglicht nicht nur bislang unberücksichtigte Facetten und Erfahrungen ihrer Biografie in den Blick zu nehmen, sondern auch, die bisherigen Erzählmuster zu integrieren und neu zu befragen. Darüber hinaus wird es möglich, die Migrationsbedingungen für Frauen in unterschiedlichen Gesellschaftssystemen exemplarisch zu untersuchen. Diese – das macht die historische Migrationsforschung deutlich – migrieren ebenso oft wie Männer, sei es, um sich die berufliche Zukunft zu sichern, einen gesellschaftlichen Status zu erlangen oder um der politischen Verfolgung zu entgehen.[1] US-amerikanische Studien über jüdische Immigrantinnen der 1940er-Jahre haben gezeigt, wie sich Frauen in den USA entwickelten: Sie erlernten zügig die unbekannte Sprache und sicherten durch ihre Berufstätigkeit die Existenz der Familien. Dabei waren und sind sie von der – nicht nur – beruflichen Unterschichtung meist noch stärker betroffen als männliche Immigranten.[2] Trotzdem kehrten nur wenige Frauen in ihr Herkunftsland zurück. Vor allem Alleinstehende befürchteten, hinter die in der Fremde gemachten emanzipativen Erfahrungen zurückzufallen.[3]

An Lea Grundigs Lebensweg lässt sich nachverfolgen, wie es Frauen erging, die wiederholt allein migrierten. Wie wirkte die Fremde auf die Künstlerin, welche emanzipativ wirkenden Erfahrungen machte sie und was bedeutete die zweite Migration für sie als Frau und Künstlerin?

Dass Lea Grundig ohne ihren Mann emigrierte, den ebenfalls aus Dresden stammenden Maler Hans Grundig (1901–1958), ist wohl dem Umstand zuzuschreiben, dass dem Paar erst verhältnismäßig spät bewusst wurde, dass die Künstlerin nicht nur als Kommunistin, sondern auch als Jüdin bedroht war.

1 Vgl. Sylvia Hahn, Historische Migrationsforschung, Frankfurt a. M. 2012.

2 Vgl. Sibylle Quack, Zuflucht Amerika. Zur Sozialgeschichte der Emigration deutsch-jüdischer Frauen in die USA 1933–1945, Bonn 1995, S. 134–140.

3 Vgl. Karen Schniedewind, Fremde in der Alten Welt. Die transatlantische Rückwanderung. In: Klaus J. Bade (Hg.), Deutsche im Ausland. Fremde in Deutschland. Migration in Geschichte und Gegenwart, München 1993, S. 179–184.

Schon 1936 hatten Schweizer Freunde dem Paar geraten, in der Schweiz zu bleiben. Erst im Sommer 1938, nachdem die Grundigs und Mitglieder ihrer Familie inhaftiert worden waren und nur Lea bis zum Prozessbeginn in Untersuchungshaft verblieb, begann das Paar eine gemeinsame Ausreise zu erwägen. Eine Einreise in die Schweiz war ab Oktober 1938 nicht mehr möglich, weil die Schweizer Behörden jüdischen Flüchtlingen keine Aufenthaltsgenehmigungen mehr erteilten.[4] Großbritannien gewährte nur alleinstehenden Jüdinnen die Einreise unter der Bedingung, dass sie als Kinder- und/oder Hausmädchen ihren Lebensunterhalt verdienten. Deshalb ließ sich das Ehepaar Grundig im Sommer 1939 scheiden; ein befreundetes Ehepaar unterzeichnete für Lea den Vertrag als Haus- und Kindermädchen.[5] Nachdem Leas Vater im Frühjahr 1939 nach Palästina übersiedelte, erwog man, es ihm gleichzutun. Das Palästinaamt zeigte sich für ihren Ehemann Hans nicht zuständig. Frauen beziehungsweise erwachsenen alleinstehenden Töchtern gewährte man nur in Ausnahmefällen die entsprechenden Papiere. Leas Familie in Haifa organisierte für die Grundigs zunächst eine Passage nach Shanghai,[6] die sich aber zerschlug. Wenn auch die Umstände, unter denen Lea Grundig ausgewiesen wurde, noch unbekannt sind, so wurde sie doch im Januar 1940 aus der Gestapo-Haft entlassen und erhielt die Anweisung, sich unmittelbar für die Ausreise bereitzuhalten. Über Wien gelangte sie nach Bratislava, von dort ging es in maroden Flüchtlingsschiffen über die Donau und den Bosporus nach Haifa.

Ankunft I

Die Zeit in den Flüchtlingslagern und die der Überfahrt nutzte die 35-jährige Frau – wenn man so will – zur Rekonvaleszenz. Sobald sie ein Stück Papier fand, zeichnete sie, als wollte sie das während der Haft Versäumte nachholen. Ihre Motive waren die Landschaft, Tiere und immer wieder die Menschen, die sie umgaben: Flüchtlinge, meist Frauen und Kinder, zum Teil in grotesken Situationen, zum Teil verschüchtert, hilf- und orientierungslos. Meist wirken die Zeichnungen skizzenhaft, wie hingeworfen. Die Verluste, die Grundig auf diese Weise festhielt, sind mannigfaltig. Sie zeugen von genauer Beobachtung und der Fähigkeit,

4 Vgl. Maria Heiner, Lea Grundig. Kunst für die Menschen, Leipzig 2016, S. 45.

5 Vgl. hierzu und im Folgenden Briefe Hans an Lea Grundig von 1938/39 (Yad Vashem, Inv.-Nr. 0.75/200) sowie Briefe von Lea an Hans Grundig (Archiv der Akademie der Künste, Altregistratur Grundig K 224).

6 Vgl. Marie Mahler an Hans Grundig am 14.6.1939 (Archiv der Akademie der Künste, Altregistratur Grundig V/2.22-048, Bl. 50).

das Gesehene in eine Bildsprache umzusetzen, die die Betrachter:innen zuweilen verstören.[7]

In dieser Zeit erkannte sie, dass sie als geschiedene und kinderlose Frau innerhalb der Flüchtlingsgesellschaft weder Ansehen und noch weniger Respekt erwarten konnte. So erzählte sie von ihrem Ehemann, dem Maler Hans, der als Kommunist von den Nazis verfolgt und in ein Lager gesperrt worden war. Außerdem signierte sie ihre Zeichnungen mit „Lea Grundig". Dies sicherte ihr in der noch fragilen Welt der jüdischen Immigrant:innen in Palästina soziale Anerkennung, verbunden mit den Freiheiten, welche die Gesellschaft einer verheirateten Frau zugestand.

Die Emigration aus Deutschland beziehungsweise die Immigration nach Palästina hielt für Lea Grundig trotz aller Verluste eine Reihe neuer Erfahrungen bereit: So konnte sie ihre Zeichnungen noch im Flüchtlingslager ausstellen. Nur wenige Monate, nachdem sie Atlit[8] verlassen konnte, hatte sie eine Ausstellung im Einwanderungsheim für Deutsche in Haifa, im Haus Olim. Die weiteren Stationen in Palästina, das hier entstehende Werk von tausend Zeichnungen, die Anzahl ihrer Personalausstellungen sowie ihre Teilnahme an zahlreichen Gruppenausstellungen lassen darauf schließen, dass sich Lea Grundig in Palästina künstlerisch so weiterentwickelte, dass ihr sogar Charakteristika eines Luftmenschen zugeschrieben wurden.[9] Die aus Dresden stammende Künstlerin machte sich also in der Fremde einen Namen, selbst wenn ihr Stil nicht in jedem Fall den Geschmack breiter Teile des Jishuws entsprach, der dem französischen Impressionismus der Zwischenkriegszeit den Vorzug gab.[10] Ungeachtet dessen wurden ihre Ausstellungen in der hebräisch-, der englisch-, der deutsch- und zum Teil auch der französischsprachigen Presse in Palästina besprochen, beinahe erwartungsvoll blickte man auf die junge Immigrantin.[11] Sie lernte zügig Hebräisch und erschloss sich

7 Vgl. Rosamunde Neugebauer, Zeichnen im Exil – Zeichen des Exils? Handzeichnungen und Druckgraphik deutschsprachiger Emigranten, Weimar 2004.

8 Vgl. Atlit „Illegal" Immigrant Detention Camp. In: shimur.org (https://web.archive.org/web/20071006064334/http://www.shimur.org/english/article.php?id=10; 21.5.2020); Pre-State Israel: Atlit Immigration Camp. In: jewishvirtuallibrary.org (https://www.jewishvirtuallibrary.org/atlit-immigration-camp; 21.5.2020).

9 Vgl. Rosamunde Gräfin von der Schulenburg, Kunst im Exil oder im „Land der Väter"? Anmerkungen zum Werk von Jakob Steinhardt und Lea Grundig in Palästina und Israel. In: Deutsche Exlibris-Gesellschaft e. V. (Hg.), DEG Jahrbuch 2004. Exlibriskunst und Graphik, Frankfurt a. M. 2004, S. 69–90, hier 70, 79.

10 Vgl. ebd.; Gideon Ofrat, Lea Grundig in Palästina (1940–1948). In: Rosa-Luxemburg-Stiftung (Hg.), Von Dresden nach Tel Aviv. Lea Grundig. 1933–1948, Tel Aviv 2014, S. 15–29, hier 17.

11 Vgl. Archiv der Akademie der Künste Berlin, Altregistratur Grundig K 251. Hierbei handelt es sich um ein Fotoalbum, in das Lea Grundig Plakate, Programm und Pressestimmen zu ihren Ausstellungen bzw. ihren Bildern sammelte.

einen großen Bekanntenkreis, dem nicht nur deutsche Immigranten, sondern bald auch einflussreiche Politiker der Jishuws angehörten. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie schließlich als Kinderbuch-Illustratorin – eine neue Erfahrung, die ihr finanzielle Unabhängigkeit und die damit verbundenen Freiräume eröffnete. Bis 1948 illustrierte sie knapp zwanzig Kinderbücher, meist Märchen, Gedichte und Lieder, was wiederum von der Produktivität der Künstlerin zeugt.

Vor dem Hintergrund dieser für eine Migrantin positiven Entwicklungen überrascht Grundigs Rückkehr ins zerstörte Dresden umso mehr. Nachdem die Künstlerin im Frühjahr 1946 die ersten Briefe von ihrem geschiedenen Mann erhalten hatte, stand für sie eine Rückkehr nach Deutschland, eine Rückkehr zu ihm unumstößlich fest. Dies zeigt, dass individuelle Lebensentscheidungen für Außenstehende nicht immer nachvollziehbar sind. Inwieweit man Grundigs Entscheidung als einen Reflex begreifen kann, der 1940 erzwungenen Vertreibung, der Zwangsmigration, eine eigenständige, eine selbstbestimmte Bewegung entgegenzusetzen, wird die Forschung zeigen.

Bereits jetzt zeichnet sich ab, dass die Anstrengungen für ihre Rückkehr ebenso groß waren wie seinerzeit die der Ausreise: nicht nur, dass es innerhalb des Jishuws geradezu verboten war, ins Land der Täter zurückzukehren.[12] Auch die Besatzungsmächte hatten keine Rückkehr von Emigrant:innen vorgesehen. Wieder brauchte es Einladungen, Einreisegenehmigungen, einen Pass, ein Visum.[13] Immer fehlte irgendetwas, mal ging der Pass verloren, dann war die Gültigkeit eines Dokumentes abgelaufen. Mit Zusagen für drei Ausstellungen in Europa, einem Pass als Staatenlose und einem Vierteljahresvisum setzte sie sich im November 1948 in Haifa in ein Flugzeug nach Prag, voller Ungewissheit, ob sie die Genehmigung zur Einreise in die sowjetische Besatzungszone erhalten würde. Erst als sich auch der Ministerpräsident von Sachsen, Max Seydewitz, ein Remigrant aus Schweden, für Grundig einsetzte, erhielt sie die nötigen Einreisepapiere. Anfang Februar 1949 traf sie in Dresden ein; wenige Tage später wäre ihr Visum für eine Rückkehr nach Israel abgelaufen.

12 Vgl. Dan Diner, Im Zeichen des Banns. In: Michael Brenner (Hg.), Geschichte der Juden in Deutschland von 1945 bis zur Gegenwart, München 2012, S. 15–66.

13 Vgl. Jeannette van Laak, Eine Erfahrungsgeschichte der Rückkehr. Jüdische Emigranten-Ehepaare über ihre ersten Jahre in der SBZ/DDR. In: Jahrbuch des Dubnow-Instituts/Dubnow Institute Yearbook, 17 (2018), S. 155–182.

Ankunft II

Ob die ersten Jahre in der SBZ/DDR ebenso produktiv waren wie seinerzeit in Palästina, wird die weitere Erforschung ihres Werkes erst zeigen. Bisher deutet sich an, dass die ersten Jahre in Dresden für die Künstlerin nicht einfach waren. Auch sie bekam die Vorbehalte der SED-Regierung gegen Westemigrant:innen zu spüren. Doch was sollte sie tun? Eine Rückkehr nach Israel war nicht möglich, hier hätte sie mit einer Ächtung rechnen müssen. Ihr blieb kaum etwas anderes übrig, als sich mit den Verhältnissen zu arrangieren. Hierfür besann sie sich auf die Erfahrungen, mit denen sie sich nach ihrer Ankunft in Palästina über die ersten Schwierigkeiten hinweggeholfen hatte: Sie porträtierte die Werktätigen in den Betrieben.[14] Erneut arbeitete sie als Illustratorin, für die Neuauflage der Märchen der Gebrüder Grimm beim Kinderbuchverlag der DDR zeichnete sie 400 Illustrationen.[15] Zudem organisierte sie Ausstellungen des Künstlerpaares „Hans und Lea Grundig", die sie im In- und Ausland zeigte. Die damit verbundenen Reisen sowie regelmäßige Studienreisen ins Ausland versetzten sie in die Lage, ein privilegiertes, alles in allem aber auch sehr eigenwilliges Nähe-Distanz-Verhältnis zur DDR zu entwickeln. Dieses ermöglichte ihr immerhin ein Bleiben. Allmählich lernte sie sich innerhalb der DDR-eigenen Strukturen so zurechtzufinden, dass sie seit der zweiten Hälfte der 1950er-Jahre parteipolitische Anerkennung und Würdigungen erfuhr. Sie verstand diese durchaus als Varianten der Wiedergutmachung für erfahrenes Leid sowohl während der NS-Herrschaft als auch in der jüngeren Vergangenheit.

Die Ankunftsjahre gestalteten sich für Lea Grundig sowohl in Palästina als auch in der DDR als doppelte Herausforderung, war doch die jeweilige Gesellschaft gerade erst im Entstehen begriffen. Ob beziehungsweise welche Vor- und Nachteile dies gerade für Migrant:innen mit sich brachte, wird die Forschung zeigen. Bislang verdeutlicht Grundigs Lebensweg, dass diese Menschen einen langen Atem brauchen, um sich im Ankunftsland zurechtzufinden und um anzukommen.

14 Vgl. Aktivist Koksmeister Schädlich vom Karl-Marx-Werk Zwickau (1951) und Meister Gentzsch von der Kohlenwäsche (1951). In: Wolfgang Hütt, Lea Grundig, Dresden 1969, S. 82 f.

15 Vgl. Walther Pollatschek, Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, mit Illustrationen von Lea Grundig, Band I, Berlin 1953.

Jessica Bock

Aufbruch – Anpassung – Selbstbehauptung: Die ostdeutsche Frauenbewegung in den 1990er-Jahren am Beispiel Leipzigs

Die 1990er-Jahre sind für die jüngste Geschichte der deutschen Frauenbewegung ein Schlüsseljahrzehnt. Dies gilt insbesondere für die ostdeutsche Frauenbewegung, die mit den Umbrüchen im Herbst 1989 und den 1990 einsetzenden Transformationsprozessen einen fundamentalen Wandel erfuhr. In den bisherigen Forschungen[1] und frauenbewegten Geschichtsschreibungen[2] wurden die 1990er-Jahre als Institutionalisierung und damit zugleich als das Ende der ostdeutschen Frauenbewegung bezeichnet. In meiner Dissertation über die ostdeutsche Frauenbewegung am Beispiel Leipzigs widerspreche ich dieser Auffassung und behaupte: Die seit 1990 in Leipzig einsetzende Etablierung einer feministischen Infrastruktur, bestehend unter anderem aus Frauenprojekten und -vereinen, Frauendachorganisationen, feministischer Bewegungspresse und Gleichstellungsbeauftragten, kann nicht nur als Beleg für eine Bewegungsmobilisierung und als Zeichen für die anhaltende Bedeutung der Frauen- und Gleichstellungsfrage gelesen werden. Sie ist vor allem eine Antwort auf die nicht erfolgte Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse.

Die Frauenfrage als Machtfrage

„Frauenfrage – keine Frage? [Sie] ist eine zentrale Frage, muss es sein, weil sie Macht von Grund her in Frage stellt. Macht, wie sie bis zum heutigen Tag funktioniert."[3] Mit diesem radikalen wie selbstbewussten Postulat mischte die Fraueninitiative Leipzig (FIL) das Revolutionsgeschehen im Herbst 1989 auf. Zwischen Mitte September und Mitte Oktober 1989 gründeten innerhalb des Neuen Forums drei Frauen die FIL, die sich in den Folgemonaten zur zentralen frauenpolitischen Akteurin in Leipzig entwickelte. Die in der Initiative engagierten Frauen forderten neben der Reform der DDR eine Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse. Nicht nur die Diktatur sollte abgeschafft werden, sondern auch das Patriarchat. Ihrer Ansicht nach sei eine Demokratie nur dann gegeben, wenn Frauen paritätisch in allen Entscheidungsebenen vertreten waren und wenn die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern nicht in „Frauenecken" abgeschoben, sondern als gesamtgesellschaftliches Thema gedacht und behandelt wird.

1 Vgl. Ingrid Miethe, Frauenbewegung in Ostdeutschland: angekommen in gesamtdeutschen Verhältnissen? In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis/Trend Wende? – Trennt Wende? Eine Ost-West-Annährung, 23 (2000) 54, S. 9–22.

2 Vgl. Annett Gröschner, Berolinas zornige Töchter. 50 Jahre Berliner Frauenbewegung, Berlin 2018, S. 248.

3 Kundgebung des Neuen Forums auf dem Georgi-Dimitroff-Platz in Leipzig vom 18.11.1989 (Archiv Bürgerbewegung Leipzig e. V., Sign. 4.28.117, Bl. 19).

Die Begleitung und Durchsetzung einer Politik, die Frauen- und Geschlechterfragen in allen ihren Facetten berücksichtigte, versuchte die FIL mit zwei Strategien zu erreichen: erstens durch feministisches Engagement in politischen Gremien und Parlamenten, dazu zählten auch die Gleichstellungsbeauftragten, zweitens durch die Etablierung einer öffentlichen feministischen Infrastruktur. Die FIL war Bestandteil eines DDR-weiten Frauenaufbruchs und war mit anderen Gruppierungen wie dem Unabhängigen Frauenverband (UFV) vernetzt. Die Entwicklung des Revolutionsgeschehens hin zur Einheit beider deutscher Staaten löste innerhalb der FIL eine Desillusionierung aus, die sie jedoch nicht daran hinderte, unter nun veränderten Bedingungen beharrlich ihre Interessen und Ziele weiter zu verfolgen. Vor diesem Hintergrund erfolgte das frauenbewegte Engagement der 1990er-Jahre im Spannungsfeld zwischen Aufbruch, Anpassung und Selbstbehauptung.

Feminismus am Runden Tisch und im Parlament

Der Wille nach politischer Mitsprache äußerte sich in dem Bestreben, an entstehenden Runden Tischen auf Stadt- und Bezirksebene teilzunehmen sowie an der Demokratisierung vor Ort mitzuwirken. Allerdings war die Beteiligung der FIL keine Selbstverständlichkeit, sondern Gegenstand harter Auseinandersetzungen. Die von den Bürgerrechtsgruppen und Parteien geäußerten Ablehnungen und Widerstände gingen mit einer frauenfeindlichen „Verspottung ihrer Ansprüche“[4] einher. Dennoch gelang es der FIL, am Runden Tisch der Stadt und des Bezirks Leipzigs Platz zu nehmen. Am städtischen Runden Tisch initiierte die FIL die „Kommission Frauenpolitik“, deren Vorsitz sie mit einer Frau, Marion Ziegler, aus ihren eigenen Reihen besetzte. Die Kommission beauftragte Studien, um die Lebenslagen und Bedarfe der Leipzigerinnen zu eruieren. Zugleich griff sie die Ziele der in der Initiative arbeiteten Gruppen für ein Frauenschutzhaus oder Frauenkulturzentrum auf und setzte diese erfolgreich in Form von Beschlüssen am Runden Tisch um.

Nach Auflösung der Runden Tische setzte die FIL ihr feministisches Engagement in den neu gewählten Parlamenten fort. Bei den ersten freien Kommunalwahlen am 6. Mai 1990 errang Marion Ziegler für die FIL ein Mandat. Knapp fünf Monate später gewann Cornelia Matzke für UFV/Bündnis 90/Die Grünen bei den ersten Landtagswahlen in Sachsen am 14. Oktober 1990 ebenfalls ein

4 Sylvia Kabus, Die obszöne Identität. In: Michael Hofmann (Hg.), Aufbruch im Warteland. Ostdeutsche soziale Bewegungen im Wandel, Bamberg 1991, S. 169–181, hier 173.

Mandat. Die Parlamentarisierung der ostdeutschen Frauenbewegung fand mit den nächsten Wahlen Mitte der 1990er-Jahre vorerst ihr Ende. Mehrere Faktoren wirkten hier zusammen: Eine Ursache hierfür liegt in der 1991 erfolgten Entscheidung des UFV, künftig nicht mehr als Partei, sondern als Verein weiter zu agieren. Zugleich ging die Neubestimmung und -gewichtung der Lokalpolitik mit einer Maskulinisierung der politischen Repräsentation einher, die eine zunehmende Verdrängung von Frauen aus der Kommunalpolitik bewirkte.[5] Zusätzlich trugen die seit Mitte der 1990er-Jahre einsetzende Ermüdung und der verstärkte Rückzug der Frauen ins Private dazu bei, dass die Sicht- und Durchsetzbarkeit frauenpolitischer Forderungen in den Parlamenten spürbar abnahm.

Aufbau einer feministischen Infrastruktur

Mitten in einer Zeit des fundamentalen gesamtgesellschaftlichen Wandels begann die FIL mit dem zielstrebigen Aufbau einer lokalen sowie landesweiten feministischen Infrastruktur. Innerhalb eines Jahres eröffneten unter anderem das Frauenkulturzentrum, das erste autonome Frauenschutzhaus und die Frauenbibliothek. Zugleich entstanden außerhalb der FIL Frauen- und Lesbenprojekte, die sich ebenfalls zu einem integralen Bestandteil der städtischen Frauenprojektelandschaft entwickelten. Mit den Zeitschriften „Zaunreiterin", „InFemme" und „EVENTuell" bildete sich ferner ein lokales feministisches Pressewesen heraus. Bei diesem Institutionalisierungsprozess handelte es sich keineswegs um eine Anpassung an westliche Frauenbewegungsstrukturen, wie in der bisherigen Forschung häufig behauptet wurde. Zwar ließen sich die Leipziger Akteurinnen von den feministisch engagierten westdeutschen Frauen beraten und inspirieren, zugleich war ihnen bewusst, dass eine kritiklose Übertragung westlicher feministischer Strukturen und Praxen auf ihre spezifischen ostdeutschen Verhältnisse nicht möglich war. Die Projektinitiatorinnen beriefen sich in ihren Konzepten auf ihre eigenen Erfahrungen mit den patriarchalen Verhältnissen und defizitären Strukturen in der DDR. Hinter diesem Anspruch, etwas Eigenes zu schaffen, verbarg sich auch das Bedürfnis nach Anerkennung ihrer DDR-Biografie und – vor dem Hintergrund eines sich abzeichneten Konfliktes zwischen Ost- und Westfrauenbewegung – nach Begegnung auf Augenhöhe und Respekt.

5 Vgl. Brigitte Geißel/Birgit Sauer, Transformationsprozess und Geschlechterverhältnisse in den neuen Bundesländern. Auswirkungen auf lokalpolitischer Ebene. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 39–40 (2001), S. 32–38.

Auflösungserscheinungen

In der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre nahm das frauenbewegte Engagement in Leipzig – wie auch in Westdeutschland – spürbar ab. Einzelne Frauen- und Lesbenprojekte lösten sich nach knapp zehnjähriger Existenz auf. Zeitschriften wie die „Zaunreiterin" stellten ihr Erscheinen ein. Die Ursachen für die Ermüdungserscheinungen waren ein verstärkter Rückzug der Frauen ins Private. Auslöser hierfür waren die privaten Existenzkämpfe durch Arbeitslosigkeit beziehungsweise schlecht bezahlte Erwerbstätigkeit. Ferner trugen die andauernden Kämpfe um Fördermittel und Räume zu einer Entkräftung und Desillusionierung der Frauen bei.

Shogufa Mir Malekyar

Brückenbauerinnen: Zur Integration afghanischer Frauen in Deutschland

„What a wonderful, liberating thing it would be if more of us, more of the time, could see diversity not as a burden, but as a blessing; not as a threat, but as an opportunity."[1]

Vorwort

Jahrzehnte andauernder Krieg und dessen Folgen haben den Frauen in Afghanistan Erniedrigung, Verlust, Furcht, Angst und Hoffnungslosigkeit gebracht. Nun sehen sie sich wieder in Gefahr, denn die Rückkehr der Taliban an die Macht verdrängt sie aus dem öffentlichen Leben und macht sie zu verhüllten Gestalten ohne eigene Identität. Immer wieder behaupten die Taliban, dass sie die Rechte der Frauen nach dem islamischen Recht respektieren werden. Dies bedeutet wiederum, dass alles deren zu erwartenden Rechtsauslegung der Scharia unterliegen würde. Infolgedessen ist der Alltag der Frauen in Afghanistan von Angst überschattet. Trotz allem setzen sie wieder große Hoffnung in die Wachsamkeit der Weltgemeinschaft und die Unterstützung aus den westlichen Ländern. Die aktiven Frauen in Afghanistan erwarten von den aktiven afghanischen Frauen im Ausland, dass sie ihre Stimme erheben, sich für sie einsetzen und sich wie schon in der Vergangenheit Gehör für sie verschaffen werden. Denn das Schweigen würde die Taliban ermutigen, ihre Pläne durchzuführen, was gravierende Folgen für die Zukunft der Frauen haben wird.

Einleitung

Dieser Beitrag beruht auf meiner Dissertation, deren Thema mit meiner eigenen Biografie zusammenhängt. Ich kam 1982 selbst als Flüchtling aus Afghanistan nach Deutschland und betreute hier jahrelang Flüchtlinge aus meinem Geburtsland – insbesondere weibliche Geflüchtete. Meine Flucht aus Afghanistan nach Deutschland hatte wie die vieler Frauen einen politischen Hintergrund. In meiner Dissertation untersuche ich, wie die Sozialisation, vor allem die Lern- und Bildungsprozesse von Frauen, verlaufen sind.[2]

1 Aga Khan, Opening ceremony of the new headquarters of the Global Centre for Pluralism (https://www.akdn.org/speech/his-highness-aga-khan/opening-ceremony-new-headquarters-global-centre-pluralism; 14.6.2020).

2 Vgl. Shogufa Malekyar, Die Sozialisation der afghanischen Frauen in Deutschland, Lern- und Bildungsprozesse der Migrantinnen aus Afghanistan, Frankfurt a. M. 2016.

Ziel ist es, den Frauen aus Afghanistan Gehör zu verschaffen, sie und ihre Situationen besser zu verstehen und Impulse für eine pädagogische Nutzbarkeit zu setzen. Zum Beispiel lebe ich in dem Bewusstsein, eine Migrantin zu sein, mit allen Rechten und Pflichten. Ich betrachte mich nicht als Dauergast und spiele auch nicht mit dem Gedanken, bald „nach Hause" zu gehen. Ich versuche Verantwortung zu übernehmen und mich in die Gesellschaft einzubringen. Ebenso verstehe ich mich als menschliche Brücke zwischen zwei Kulturen, zwei Welten, die sich durch Bildung und Entdeckung der gemeinsamen Werte näherkommen können.

Thematik

Ich verstehe meine Untersuchungen als einen Beitrag zur Bereicherung der Erziehungswissenschaften, die letztlich darauf abzielen, der Gesellschaft als Entfaltungs- und Entwicklungsraum eines jeden Individuums neue Impulse zu geben. Die Arbeit widme ich den Frauen aus Afghanistan, die trotz Flucht, Trauma, diverser Schwierigkeiten im Alltag und hohen psychischen Belastungen sich selbst nicht aufgegeben, sondern den Schritt gewagt haben, die neu gegebenen Chancen in Freiheit und Frieden in Deutschland zu nutzen. Mit meiner Studie möchte ich erstens ein neues, heterogenes Bild der geflüchteten afghanischen Frauen sichtbar machen und zweitens einen Beitrag für die Wissenschaft leisten, um damit die Gesellschaft aktiv mitzugestalten. Ich nenne diese aktiven und kreativen Frauen die Brückenbauerinnen, sie leisten und bewirken enorm viel. Sie versuchen durch ihr Handeln die Kluft zwischen den Kulturen zu schließen und Verbindungen aufzubauen. Sie bauen Brücken durch den Austausch von Normen und Werten, durch Verständnis füreinander und durch die Akzeptanz der Diversität als Reichtum.

In Anbetracht der wachsenden soziokulturellen Vielfalt in Deutschland steigt die Relevanz pädagogischer Ansätze zur kulturellen Verständigung und somit auch der soziokulturellen Kommunikation und Sozialisationsforschung. Dagmar Kumbier und Friedemann Schulz von Thun beschreiben diese Situation folgendermaßen:

„Wenn Menschen miteinander in Kontakt treten, prallen Welten aufeinander. Das ist schon innerhalb einer Kultur der Fall, weil jeder mit einem persönlichen mentalen System ausgestattet ist, das ihn zu einem einmaligen und einsamen Inselbewohner macht. Unsere ganze Kommunikationspsychologie legt es darauf an, für diesen Prozess der Bewegung von Welten ein Bewusstsein zu schaffen und auf dieser Grundlage kompetente Umgangsformen aufzubauen."[3]

3 Dagmar Kumbier/Friedemann Schulz von Thun, Interkulturelle Kommunikation aus kommunikationspsychologischer Perspektive. In: dies. (Hg.), Interkulturelle Kommunikation: Methoden, Modelle, Beispiele. Hamburg 2006, S. 9–27, hier 9.

Bei afghanischen Migranteninnen, die nach Deutschland einwanderten, treffen zwei Welten von zwei verschiedenen Kontinenten und Kulturräumen aufeinander. Deren Werteorientierungen, kulturelle Normen und Gebräuche basieren auf verschiedenen Weltreligionen, die sich im Laufe der Jahrhunderte sehr unterschiedlich entwickelt haben. Hier ist die Rede von Asien und Europa, vom Islam und Christentum, von einem Entwicklungsland und einem Industrieland, nämlich von Afghanistan und Deutschland. Eine nähere Betrachtung zeigt, dass das Christentum, das Judentum und der Islam eine gemeinsame Wurzel haben und sich von dem gemeinsamen Stammvater Abraham herleiten. Der große Unterschied besteht darin, dass Europa die Aufklärung durchlebte und Religion heute überwiegend als eine Option in einer säkularisierten Lebenswelt empfunden wird.

Feldstudie

Meine Dissertation legt in ihrer erziehungswissenschaftlichen Perspektive den Fokus auf geflüchtete Afghaninnen, die in Deutschland eine zweite Heimat gefunden haben und ihre Kinder, die zum Teil hier geboren sind, so erziehen, dass sie sich hier zuhause fühlen. Für die Untersuchung des Verlaufs ihrer Sozialisation wurden sieben Frauen ausgewählt, die unter verschiedenen Regierungen in Afghanistan lebten und zu unterschiedlichen Zeiten nach Deutschland einwanderten. Von den sieben Personen ist eine Frau in Deutschland aufgewachsen, sie kennt Afghanistan nur durch die Erzählungen ihrer Eltern. Die anderen sechs Frauen kamen, nachdem sie in Afghanistan aufgewachsen waren, als Erwachsene nach Deutschland. Infolgedessen erlebten sie die erste und zweite Phase ihrer Sozialisation in Afghanistan.[4]

Die afghanische Gesellschaft ist traditionell patriarchalisch organisiert. Die Umsetzung des Lebensmodells des Islam zeigt bis heute noch viele Abweichungen von dessen ursprünglichen Lehren, denn die Religion wurde sehr oft für politische Ziele instrumentalisiert. Ein trauriges Beispiel dafür ist die Ideologie der Taliban und das politische Steinzeitregime, das sie in Afghanistan noch im 21. Jahrhundert geschaffen haben.[5] Die Frauenemanzipation und Frauenproblematik sind in der islamischen Welt Gegenstand vieler Diskussionen. Dennoch ist diese Bewegung mit vielen Rückschlägen verbunden.[6] Afghanistan stellt hier

4 Vgl. Peter L. Berger/Thomas Luckmann, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt a. M. 1969.

5 Vgl. Bernhard von Dadelsen (Hg.), Aufbruch ins Morgenland. Weltreligionen Islam: Geschichte, Kultur, Gesellschaft, München 2009.

6 Vgl. Veronica Doubleday, Die Kluge, die Bedrückte, die Unabhängige. Drei Frauen in Afghanistan, Hamburg 1989.

keine Ausnahme dar. Die ersten Schritte in Richtung Frauenrechte setzen ab Mitte des 20. Jahrhunderts ein. Die entscheidende Rolle spielte und spielt hierbei immer die Politik. Die Rechte der Frauen wurden unter jedem Regime anders definiert, ob nun unter sowjetischer Besatzung, der Herrschaft der Mujahiddin oder der der Taliban.

In meiner Untersuchung stehen vor allem die Lebensleistungen nach Deutschland geflüchteter afghanischer Frauen im Vordergrund, auch im Hinblick auf die Schwierigkeiten, die während des Integrationsprozesses in die aufnehmende Gesellschaft auftraten. Najla, eine 54-jährige Afghanin und eine der sieben interviewten Frauen, meinte dazu: „Die Integration ist keine Sache von heute auf morgen. Das dauert mindestens zehn Jahre, bis man ein bisschen integriert ist. Und dann muss auch die Selbstinitiative, das Selbstengagement dabei sein, Willen dabei sein."[7] Hervorzuheben sind die Brückenbauerinnen beziehungsweise Frauen aus Afghanistan, wie es Najla eine ist, die trotz aller Widrigkeiten und Entbehrungen ein Teil dieser neuen Gesellschaft geworden sind und dort neue Wege gehen. Dies bedeutet, dass sie in einer säkularen, individualistischen und offenen Gesellschaft leben und sich durchsetzen müssen. Sie stellten fest, dass dazu viel Eigeninitiative erforderlich ist. Damit beginnt ein bewusster Lernprozess, der alles umfasst: den Alltag meistern, die Geschichte des Landes kennenlernen sowie die Strukturen der Gesellschaft, der Wirtschaft und des Staates verstehen. Fahiza, eine zum Zeitpunkt des Interviews 32-jährige Afghanin, sagte dazu: „Meine Heimat ist Afghanistan, aber inzwischen ist Deutschland meine zweite Heimat geworden. Denn ich habe akzeptiert, in diesem Land zu leben und zu wirken, und dieses Land hat mich akzeptiert und lässt mich sich entfalten. Ja, ich kann hier wachsen und lernen."[8]

Brückenbauerinnen fallen nicht auf, aber über sie gelangen Menschen von einer Kultur, einer Welt zur anderen, ohne sich fremd zu fühlen. Ganz in Goethes Sinne:

„Wer sich selbst und andere kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Okzident
Sind nicht mehr zu trennen."
(Johann Wolfgang von Goethe, West-östlicher Divan)

7 Malekyar, Die Sozialisation der afghanischen Frauen in Deutschland, S. 144.
8 Ebd., S. 187.

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung und ihre pädagogischen Anwendungsmöglichkeiten

Die empirische Untersuchung hat gezeigt, dass viel Bedarf besteht, die Migrantinnen auf dem Weg ihrer Integration, also bei ihrer Entwicklung und spezifisch bei den Lern- und Bildungsprozessen, zu unterstützen. Bei meiner Analyse kristallisierten sich vier Typen heraus: die traditionell Gebliebene, die Enttäuschte, die Integrierte und die Assimilierte.[9] Von ihnen hat es nur eine Gruppe von Frauen, die der Integrierten, geschafft, mit beiden Kulturen konstruktiv umzugehen, das Neue als Bereicherung zu empfinden und durch ihr eigenes Engagement Deutschland zur zweiten Heimat zu machen. Die Integration sieht nicht vor, dass die Geflüchteten ihre eigene kulturelle Identität aufgeben, sondern bedingt eine Mitgestaltung, indem die Zugewanderten sowohl Rechte als auch Pflichten haben. Die integrierte Frau ist offen, was die Erziehung ihrer Kinder angeht, versteht die Familie als eine Gemeinschaft, deren Mitglieder füreinander da sind. Sie ist in der Mehrheitsgesellschaft angekommen, bildet sich und ist beruflich tätig. Zarmina, eine 38-jährige Afghanin, sagte dazu in einem von mir geführten Interview: „Ich bin gut angekommen, habe gute Beziehungen und erziehe meine Kinder mit beiden Kulturen. Ich stehe in der Gesellschaft ganz gut da. Sowohl finanziell als auch sonst bin ich Gott sei Dank etabliert und genieße Anerkennung.“[10] Auch Zarmina, die sich durchaus bewusst ist, dass sie in Deutschland als selbstbewusste afghanische Frau lebt, gehört zu den erwähnten Brückenbauerinnen. In meiner Untersuchung sind es vier von sieben Frauen. Sie agieren sowohl hier in Deutschland als auch durch ihre Initiativen beim Wiederaufbau in Afghanistan sehr konstruktiv. Dadurch unterstützen sie die Frauen in Afghanistan, die es immer noch sehr schwer haben, sich einen festen Platz im aktiven Leben in der Gesellschaft zu sichern. Sie haben Mut und gelten als Vorbilder für viele Frauen hier und auch in Afghanistan. Daher sind sie die geistigen und moralischen Brückenbauerinnen. Sie sind sehr wertvoll für die Gesellschaft und ihr positiver Einfluss in Afghanistan ist das, was die dortige Bevölkerung dringend benötigt. Daher wäre es enorm wichtig, wenn diese Gruppe Chancen und Raum von der Politik bekäme, ihre Erfahrungen und Begeisterungen für eine funktionierende Gesellschaft zu teilen. Denn sie leben im wahrsten Sinne des Wortes wertschätzend mit zwei Kulturen und eben nicht in einer Parallelgesellschaft. Diese Frauen interessieren sich sehr für Traditionen, die hierzulande gepflegt werden und sie möchten mehr darüber wissen. Damit tragen sie dazu bei, dass sie die zivilgesellschaftlich bedeutenden Werte aus beiden Kulturen übernehmen und leben. Dadurch verschaffen sie sich einen Zugang zur deutschen Gesellschaft, der sie sich zugehörig fühlen. Das verlangt Überwindung,

9 Ausführlich vgl. ebd., S. 244–260.
10 Ebd., S. 254.

Mut und ein starkes Selbstbewusstsein, das sie entwickelt haben. Daher führen sie ein Leben im Dialog, kosmopolitisch und im ständigen Austausch der Kulturen. Sie idealisieren nichts. Sie analysieren vielmehr die Vergangenheit, um daraus Lehren für sich und die Gesellschaft zu ziehen und um die Zukunft besser gestalten zu können. Kritisch und konstruktiv betrachten sie die Gegenwart, und hoffnungsvoll blicken sie in die Zukunft, um Kraft zu schöpfen und um gesellschaftliche Hürden zu überwinden. Diese Frauen sind Ressourcen, die in Deutschland für die Integrationsprogramme genutzt werden müssen, um eine friedliche, offene und fortschrittliche Gesellschaft zu gestalten. Sie können dabei helfen, den Integrationsprozess von anderen zu beschleunigen, und selbst als Vorbild dienen.[11]

Die Forschung muss deutlich machen, dass in diesen Brückenbauerinnen enormes Potenzial steckt, um die Integration voranzutreiben. Zudem wäre eine in diese Richtung fundiertere und differenziertere Lehrerausbildung gewinnbringend, um eine Stabilisierung der kulturellen Integration der Migranten und somit die Sozialisation der Folgegenerationen in Deutschland gewährleisten zu können. Das Ergebnis kann eine Bereicherung an Instrumenten für die politische Bildung sein. Als pädagogischer Ansatz wird hierbei eine Schulpolitik angeregt, die auf mehr Verständigung im Bereich der Schul- und Allgemeinbildung setzen sollte. Da Deutschland längst ein Einwanderungsland geworden ist,[12] sollte eine zukunftsorientiertere Struktur im Bereich der Bildung geschaffen werden, um das Potenzial der Migranten „nutzen" und diesen gleichzeitig die bestmögliche Integration bieten zu können. Diese Menschen, die aus verschiedenen Gründen Deutschland zu ihrer Wahlheimat gemacht haben,[13] können somit die innere Stabilität der Gesellschaft fördern, indem sie ihr neu geschaffenes Wertesystem als Brückenbauer und Brückenbauerinnen einbringen. Das Ziel ist es, den Prozess ihrer Sozialisation, der auch zur Identitätsbildung gehört, durch Lern- und Bildungsangebote zu positiven Ergebnissen zu bringen. In der Öffentlichkeit wird kontrovers über das Thema Integration diskutiert, wobei es viele Meinungen und Vorschläge gibt, die nicht empirisch fundiert sind. Dagegen sollen aus dieser Untersuchung konkrete, nachvollziehbare und neue Anregungen für die Bildungsinstitutionen aufgezeigt werden. Im Idealfall können diese in verbesserten pädagogischen Ansätzen münden, um Migrantinnen aus dem islamischen Kulturkreis in ihren Lern- und Bildungsprozessen zu unterstützen. Ferner werden Anregungen und Vorschläge für die Bildungspolitik erwogen, die auf diesem Weg zu einer gelungenen Integration beitragen sollen und für ein gedeihliches Zusammenleben eine wichtige Rolle spielen.

11 Vgl. ebd., S. 260 f.

12 Vgl. Kumbier/Schulz von Thun (Hg.), Interkulturelle Kommunikation: Methoden, Modelle, Beispiele.

13 Vgl. Steffen Angenendt (Hg.), Migration und Flucht. Aufgaben und Strategien für Deutschland, Europa und die internationale Gemeinschaft, Bonn 1997.

Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen dieser Forschung

Als ein Ergebnis meiner Dissertation möchte ich Vorschläge unterbreiten, die zum einen zu einer gelungenen Integration und zum anderen zu einem gedeihlichen Zusammenleben beitragen. Die folgenden konkreten Anregungen können für Bildungsinstitutionen von Nutzen sein und den Brückenbauerinnen ein Tätigkeitsfeld bieten:

- Menschen aus anderen Ländern und Kulturräumen sollten bei den Gestaltungen von Lehrbüchern mitwirken, sodass ihre Erfahrungen und Perspektiven darin abgebildet werden können; ebenso sollten die Perspektiven von Migrantinnen in den oben genannten Funktionen noch einmal besonders Berücksichtigung finden.
- So können Ängste und Vorurteile abgebaut und in positive Energie umgewandelt werden. Da die deutsche Gesellschaft, wie alle anderen Gesellschaften auch, auf aktive, konstruktive Mitmenschen und Bürger angewiesen ist, kann sie durch zukunftsorientierte Lehrpläne profitieren.
- Die Kultusministerien sollten bei zukunftsorientierten Maßnahmen verstärkt die ethnisch-kulturelle Vielfalt als gesellschaftliche Realität mitdenken, d. h. die Schulcurricula dementsprechend konzipieren und die Personalauswahl der wachsenden Vielfalt anpassen: Fachkräfte mit Migrationshintergrund sollten in den Bildungsinstitutionen sichtbar sein, als Erzieher, Lehrer, in der Verwaltung, Organisation und Direktion.

„Adams Kinder sind die Glieder eines Körpers
Sie stammen von einer Seele, einer Quelle."
(Saadi, persischer Dichter im 13. Jahrhundert, Golestān)

Magdalena Gehring

Die Amerikarezeption in der deutschen Frauenbewegung im 19. Jahrhundert

„Certainly we have as much to learn from the European feminists as they have to learn from us."[1]

Meine Dissertation setzt sich mit der gezielten Rezeption der US-amerikanischen Frauenbewegung in der deutschen Frauenbewegung am Beispiel des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) auseinander.[2] Der ADF bot sich aus mehreren Gründen als Untersuchungsgegenstand an. Mit seiner Gründung im Oktober 1865 begann die organisierte Frauenbewegung in Deutschland und mit dem Vereinsorgan „Neue Bahnen" liegt eine lohnende Quelle vor, die Aufschluss über die Denkweisen, Interessenschwerpunkte sowie die Arbeit und Methoden des Vereins und der deutschen Frauenbewegung gibt. Darüber hinaus ist der ADF eng mit der Person Louise Otto-Peters verbunden, die seit dem Vormärz für die Rechte der Frauen eintrat und von Ute Gerhard daher als „Mutter der deutschen Frauenbewegung"[3] bezeichnet wurde. Zwischen 1849 und 1853 gab sie die „Frauen-Zeitung" heraus, in der sich bereits Verweise auf die Frauenfrage in den USA finden lassen. Diese bewusste Rezeption der US-amerikanischen Entwicklungen und Gegebenheiten in der Frauenfrage wurde ab Mitte der 1860er-Jahre in den „Neuen Bahnen" fortgeführt und durch direkte Kontakte zwischen den Akteurinnen in Übersee intensiviert. Damit lässt sich eine Kontinuitätslinie der Amerikarezeption in der deutschen Frauenbewegung ausmachen.

Die zentralen Fragestellungen der Arbeit zielten auf die Untersuchung der Funktion, des programmatischen Einflusses, des Ablaufs und der Zielsetzung dieser kontinuierlichen Rezeption sowie deren Bedeutung für die Partizipation deutscher Frauen in der internationalen Frauenbewegung, namentlich dem International Council of Women, ab. Es wurde von der These ausgegangen, dass die Weichen für das Gelingen dieser internationalen Zusammenarbeit durch die kontinuierliche und jahrzehntelange Berichterstattung über die US-amerikanische Frauenbewegung gestellt wurden.

Als Hauptquellen der Arbeit wurden die „Frauen-Zeitung" und die „Neuen Bahnen" ausgewertet, da sie Quellen der weiblichen Selbstdarstellung und ihres politischen Handelns darstellen. Damit erhalten die Akteurinnen selbst eine Stimme. Diese Quellenwahl birgt aber auch Probleme für die historische Arbeit, da die Berichte einer zeitgenössischen Subjektivität oder einer persönlich motivierten Zensur unterliegen. Dies führt zu blinden Flecken, bewussten Auslassungen

1 Katharine Susan Anthony, Feminism in Germany and Scandinavia, New York 1915, S. iv.

2 Vgl. Magdalena Gehring, Vorbild, Inspiration oder Abgrenzung? Die Amerikarezeption in der deutschen Frauenbewegung im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2020.

3 Ute Gerhard, Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789, München 2009, S. 33.

oder Übertreibungen von Tatsachen, Gegebenheiten und Personen, die sichtbar gemacht werden müssen. Diese selektive oder fehlerhafte Weitergabe von Wissen beruhte auf Wissenslücken sowie der gezielten Auswahl von Informationen, die verbreitet werden sollten, um die eigenen Ziele zu erreichen.

Die Arbeit gliedert sich in zwei Teile. Teil A ist chronologisch aufgebaut und stellt Entwicklungslinien der internationalen Öffnung der deutschen Frauenbewegung zwischen 1849 und 1904 dar. Es wird eine akteursbezogenen Perspektive eingenommen, da der Internationalisierungsprozess stark von der Mobilität und Initiative der Akteurinnen abhängig war. Der erste Abschnitt wendet sich der beginnenden Amerikarezeption durch Louise Otto-Peters zu. In einem zweiten Abschnitt liegt der Fokus auf dem Beginn der aktiven Beteiligung deutscher Akteurinnen in transnationalen Netzwerken und den ersten Versuchen, eine internationale Frauenbewegung aufzubauen. Im dritten Abschnitt wird die Etablierung deutscher Frauen in der internationalen Frauenbewegung untersucht.

Teil B präsentiert mithilfe der drei Querschnittsthemen „Frauenbildung", „Frauen und qualifizierte Erwerbsarbeit" sowie „politische Organisation und der Kampf um Frauenrechte" die Ergebnisse der Analyse der „Neuen Bahnen" und vollzieht die Rezeptionsprozesse im Detail nach. Diese Themenfelder orientieren sich an der zeitgenössischen Interessenlage des ADF. Dies soll an einem Beispiel gezeigt werden.

Dr. Elizabeth Blackwell gründete 1857 als erste studierte Ärztin in den USA das New York Infirmary for Women and Children, eine Klinik von Frauen für Frauen und Kinder. Bereits 1850 hatte die Frauen-Zeitung von ihrem erfolgreichen Studienabschluss berichtet. Aber auch die Institution war in der deutschen Frauenbewegung bekannt, unter anderem durch einen mehrteiligen Beitrag von Luise Büchner in den „Neuen Bahnen" von 1867.[4] Obwohl auch in den USA die Pionierinnen des Frauenstudiums mit vielen Hürden zu kämpfen hatten, berichteten die „Neuen Bahnen" im Jahr 1868 von 300 praktizierenden und gut verdienenden Ärztinnen im ganzen Land sowie steigenden Studentinnenzahlen im Fach Medizin. Mitte der 1880er-Jahre „[galten Ärztinnen] in Amerika und England für weibliche Kranke als selbstverständlich".[5] Solche Aussagen nutzte der ADF, um seine Forderungen nach der Öffnung des Medizinstudiums für Frauen zu untermauern, belegten sie doch, dass Frauen in der Lage waren, zu studieren und erfolgreich zu praktizieren. Dabei war für alle klar, dass Frauen nur Frauen

4 Vgl. Luise Büchner, Die zwei ersten weiblichen Aerzte. In: Neue Bahnen, (1867) 16, S. 121–123; Neue Bahnen, (1867) 17, S. 131 f.; Neue Bahnen, (1867) 18, S. 139 f.; Neue Bahnen, (1867) 19, S. 146 f.; Neue Bahnen, (1867) 20, S. 155 f.

5 O. V., 13. Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins in Leipzig vom 27.–29. September 1885. In: Neue Bahnen, (1885) 21, S. 163.

und Kinder behandeln sollten. Diese Tatsache wurde von den Akteurinnen als ein weiteres Argument für Ärztinnen angeführt, da die öffentliche Meinung vorherrschte, dass Frauen schneller zum Arzt gehen würden, wenn sie mit einer Frau über ihre Leiden sprechen könnten.

Dr. Anna Kuhnow, die ADF-Mitglied und Stipendiatin desselben war, berichtete 1889 in den „Neuen Bahnen" von ihrer einjährigen Assistenzzeit am New York Infirmary for Women and Children, die sie an ihr Medizinstudium in der Schweiz angeschlossen hatte.[6] Die Idee, sich in den USA zu bewerben, dürfte durch den ADF angestoßen worden sein, hatte aber auch praktische Gründe. Ärztinnen im Kaiserreich, die im Ausland studiert hatten, durften zwar eine Praxis eröffnen, jedoch war ihnen die Approbation und das Tragen ihres Titels in Deutschland verboten. Da Anna Kuhnow erfahren hatte, mit welcher Selbstverständlichkeit man Ärztinnen in den USA begegnete, kämpfte sie nach ihrer Rückkehr um die Anerkennung ihres Abschlusses. Nach jahrelangem Kampf war sie 1898 schließlich beim sächsischen Ministerium erfolgreich. Zu diesem Zeitpunkt betrieb sie ihre Leipziger Praxis bereits seit neun Jahren. Dort zählte unter anderem Louise Otto-Peters bis zu ihrem Tod im Jahr 1895 zu ihren Patientinnen.[7] Anna Kuhnow trat auch öffentlich in Erscheinung. So hielt sie zum Beispiel 1892 im Leipziger Frauenbildungsverein einen Vortrag zum Thema „Wie schützt man sich gegen Ansteckungskrankheiten?" und publizierte 1896 den Band „Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf".[8] Damit machte sie ihr Wissen einem größeren Publikum zugänglich und beteiligte sich gleichzeitig mit ihren Erfahrungen an aktuellen Debatten der deutschen Frauenbewegung.

Der Lebensweg von Anna Kuhnow, die 1859 geboren wurde und im Jahr der Anerkennung ihres Arzttitels 39 Jahre alt war, repräsentiert zum einen die junge Generation der deutschen Frauenbewegung, die sehr gut ausgebildet und hochgradig mobil neue Wege beschritt, die ihr durch die Pionierinnen der Bewegung geebnet wurden. Neben der ideellen Unterstützung erhielt sie mit dem Stipendium des ADF auch die finanziellen Mittel, ein Studium in der Schweiz zu absolvie-

6 Vgl. Anna Kuhnow, Infirmary. Eine Frauenklinik in New-York. In: Neue Bahnen, (1889) 19, S. 145 f.

7 Vgl. Ingrid Kästner, Die ersten Leipziger Promovendinnen in der Medizin. In: Ilse Nagelschmidt (Hg.), 100 Jahre Frauenstudium an der Alma Mater Lipsiensis. Reden und Vorträge zur Konferenz am 9. Mai 2006 an der Universität Leipzig, Leipzig 2007, S. 137–157, hier 141; Gertrud Wencke Zink, Anna Marie Kuhnow (1859–1923). Erste in Leipzig praktizierende approbierte Ärztin. In: Louise-Otto-Peters-Gesellschaft (Hg.), Leipziger Lerchen – Frauen erinnern, Beucha 2011, S. 16–22; Ute Tartz, Anna Marie Kuhnow. In: Frauenpersönlichkeiten in Leipzig, 26.6.2020 (https://research.uni-leipzig.de/agintern/frauen/kuhnow.htm; 24.4.2022).

8 Vgl. o. V., Briefe. Leipzig. In: Neue Bahnen, (1893) 2, S. 13; Anna Kuhnow, Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf, Leipzig 1896.

ren. Zum anderen lässt sich an diesem Beispiel der Einfluss der jahrzehntelangen und kontinuierlichen Amerikarezeption in der deutschen Frauenbewegung erkennen. Das im ADF weitergegebene Wissen über Elizabeth Blackwell und ihre Klinik in New York eröffnete der jungen Ärztin den Blick für neue Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten. Dort erweiterte sie ihr Wissen und sammelte Praxiserfahrungen. Zudem erfuhr sie eine andere gesellschaftliche Realität gegenüber Ärztinnen und Frauen im Allgemeinen. Sie berichtete in den „Neuen Bahnen" nicht nur über die US-amerikanischen Verhältnisse, sondern kehrte mit diesen Erfahrungen ins Kaiserreich zurück. Ihre positiven Erlebnisse motivierten sie, ihre eigene Praxis zu eröffnen und jahrelang für die Anerkennung ihres Titels sowie die volle Approbation zu kämpfen. Durch Vorträge und Publikationen betrieb sie unter Frauen aktive Aufklärungsarbeit. Damit gab sie ihr Wissen gezielt weiter und versuchte aufgrund ihrer persönlichen Erlebnisse konkrete Veränderungen in der Gesellschaft des Kaiserreiches voranzutreiben. So war Anna Kuhnow ein Beispiel dafür, dass Frauen studieren und einer qualifizierten Erwerbsarbeit nachgehen konnten. Mit der preußischen Mädchenschulreform, die 1908 das Abitur für Mädchen einführte und der ab 1900 beginnenden Öffnung aller deutschen Universitäten für Frauen, wurden zwei wichtige Kernforderungen des ADF erfolgreich umgesetzt.[9] Dieser Wandel in der Bildungspolitik ermöglichte wiederum weitere akademische Karrierewege für Frauen im Kaiserreich.

9 Vgl. Karin Ehrich, Stationen der Mädchenschulreform. Ein Ländervergleich. In: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg.), Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Band 2. Vom Vormärz bis zur Gegenwart, Frankfurt a. M. 1996, S. 129–160; James C. Albisetti, Mädchen- und Frauenbildung im 19. Jahrhundert, Bad Heilbrunn 2007.

Susan Arndt

Sexismus. Oder die #MeNot-Illusion

Die von #MeToo (2017), #aufschrei (2013) und jüngst #männerwelten (2020) angestoßenen Debatten laufen aneinander vorbei. Viele zeigen sich verwundert, dass es so etwas wie Sexismus geben solle. Ich wiederum wundere mich, dass es noch nie einen Hashtag #MeNot oder #no_aufschrei gegeben hat. Das ist eine Illusion und wäre daher die eigentliche Neuigkeit.

In diesen aufgewühlten Debatten wird sexuelle Belästigung als „hypersensible Erfahrung" Einzelner abgetan – dabei ist ja Sexismus struktureller Natur. Immerhin wiederholen sich solche individuellen Erfahrungen über alle Zeiten und Räume hinweg. Ja, die vielen einzelnen Schneeflöckchen formen ein starres Eismassiv. Sexistische physische Gewalt und das gesamte Spektrum von sexueller Belästigung sind dabei kaum mehr als die Spitze des Eisberges. Dass Männer Frauen physisch begrapschen und sie verbal belästigen, ist eines von vielen Symptomen einer Weltordnung, die von der Ideologie der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit das Prinzip ableitet, dass Männer Frauen überlegen und daher zu Vormundschaft und patriarchalischer Herrschaft legitimiert, ja, verpflichtet seien. Soziale Ungleichheit zwischen Frau und Mann sei gerecht, denn Frau-ist-nicht-Mann. In den Worten von Immanuel Kant, dem wichtigsten deutschen Aufklärer, klingt das etwa so: „Denn es ist hier nicht genug sich vorzustellen, daß man Menschen vor sich habe, man muß zugleich nicht aus der Acht lassen, daß diese Menschen nicht von einerlei Art sind."[1] Die Natur gestaltete Menschenkörper binär, so der Sexismus. Diese Unterschiede seien bedeutsam – sowohl was die Moral als auch den Intellekt angeht: Frauen sind die Gebärenden/Stillenden/Nährenden und von Natur aus dazu bestimmt, sich um Kinder und Haushalt zu kümmern. Und weil ihre Arbeitskraft hier gebunden sei, müsse der Mann den öffentlichen Raum gestalten. Das sei auch insofern folgerichtig, als allein der Mann mit Vernunft und Verstand ausgestattet sei. Er eigne sich daher zum Erzeuger/Beschützer/Ernährer. Das daraus erwachsende Prinzip, als Vormund Alleinentscheider zu sein, wurde de jure 1949 in der DDR und 1977 in der Bundesrepublik beendet. Doch wer einmal herrscht, bleibt dabei: im Kleinen wie im Großen.

Je weiter wir in die Geschichte zurückschauen, desto ungleicher war die Gesellschaft geschlechtshierarchisch aufgestellt. Frauen blieben Bildungswege, Erwerbstätigkeiten und Rechte verwehrt, über die Männer verfügten. Das ergab sich aus der Macht, die das Paradigma der Zweigeschlechtlichkeit Männern erteilte und daraus, dass dieses Machtprinzip sich einen Olymp aus Recht und Ethik, Wissen und Bildung, Gesetzgebung und Rechtsprechung, Präsenz und Repräsentation baute, das Sexismus zu einer wirkmächtigen kollektiven Erfahrung mit System machte. Durch eine stoische Wiederholung des Unrechts wurde geschlechtsspe-

1 Immanuel Kant, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Erlangen 1991 [1764], S. 49.

zifische Ungleichheit zu Recht. Ein Teufelskreis: Die patriarchalische Herrschaft entrechtete Frauen aus der Überzeugung heraus, dass sie gar kein Recht auf Rechte hätten und empfand es als Unrecht, sich dagegen zu wehren. Es sei „töricht", schreibt Jean-Jacques Rousseau, „über den Vorrang oder die Gleichberechtigung der Geschlechter zu streiten." Denn nur wenn akzeptiert würde, dass Männer allein vernunftbegabt und den Frauen überlegen seien, könnte die Gesellschaft zu Vollkommenheit reifen: „Als ob nicht jedes von beiden, wenn es nach seiner Sonderveranlagung die naturbedingten Ziele anstrebt, vollkommener wäre, als wenn es dem andern ähnlicher zu sein trachtete!"[2] Gegen diesen schon bei Aristoteles zu lesenden patriarchalischen Herrschaftsanspruch mussten Frauen jahrhundertelang Widerstand leisten und sich mühevoll den Weg in Bildungsstrukturen, Erwerbsarbeit, Rechtsprechung und politische Mitsprache erstreiten. Bis heute verdienen sie im Verhältnis zu Männern weniger, sind massiver Gewalt ausgesetzt und fehlen in Spitzenpositionen in Politik, Wirtschaft, Kunst.

Wie jede Krise nötigt auch die Covid-19-Pandemie der Gesellschaft ihr wahres Gesicht ab. In Zeiten des Shutdowns sind es vornehmlich Frauen, die die Mehrfachbelastung von Erwerbsarbeit, Hausarbeit und Kinderbetreuung schultern. In prekär bezahlten, aber systemrelevanten – vor allem medizinischen und sozialen – Berufen sind sie ebenso überproportional vertreten, wie sie häuslicher Gewalt ausgesetzt sind. Die Soziologin Jutta Allmendinger bewertet dies als Backlash der Gleichberechtigung der Frauen. Diese werde um Jahrzehnte zurückgeworfen. Ich würde es anders formulieren. Auch wenn der Kampf um eine Gleichberechtigung aller Geschlechter Erfolge zeitigte, blieb es bei der Konstante, dass Sexismus genutzt wurde, um Menschen und deren soziale Ordnungen nach seinem ideologischen Weltbild zu kartieren. Zwar hatten viele das postfeministische Zeitalter ausgerufen – das taten sie aber der mächtigen Omnipräsenz des Sexismus zum Trotz.

Und ich möchte Frau Allmendinger auch in einem anderen Punkt widersprechen: Sexismus diskriminiert nicht nur Frauen. Es ist die Idee der heterosexuellen Reproduktion, die den Sexismus und sein Postulat männlicher Überlegenheit im Innersten zusammenhält. Das aber setzt auch Heterosexualität als Norm. Deswegen gehört es zum Gesamtbild, dass durch Sexismus Frauen sowie homosexuelle, intersexuelle und transgeschlechtliche Personen diskriminiert werden. Letztlich betrifft Sexismus alle Geschlechter, was in letzter Konsequenz auch bedeutet, dass alle betroffen sind – die einen, weil sie diskriminiert werden, und die anderen, weil sie sich auf Privilegien verlassen können.

2 Jean-Jacques Rousseau, Emil oder über die Erziehung, Paderborn 1998 [1762], bes. S. 385–530, hier 386.

Nur wenige würden wohl offen heraus sagen, dass Diskriminierung gut ist, weil sie Menschen benachteiligt. Dennoch ist sie allgegenwärtig. Das ist sie nicht, weil sie Menschen herabsetzen will; sie ist es, weil sie einem bestimmten Personenkreis etwas bieten möchte, nämlich Macht und Herrschaft und auf diese Weise offerierte Privilegien. Würde Diskriminierung nur als negativ empfunden werden, würden sich die betreffenden Strukturen, Institutionen und Diskurse nicht behaupten können. Weil Diskriminierung aber jenen Kreis von Personen, die Macht haben und diese in Herrschaftsstrukturen einspeisen, mit Privilegien ausstattet, hat sie Bestand und systemisch zur Folge, dass (heterosexuelle) Männer patriarchalische Räume patriarchalisch halten, weil sie sie privilegieren.

Charakteristisch für Privilegien ist, dass sie selbst ohne aktives Handeln zur Verfügung stehen – ja, dass sie meist nicht einmal bemerkt werden und nicht einmal leicht ausgeschlagen werden können. Es ist selbstverständlich sehr viel komfortabler, in der Annahme zu leben, dass die Welt so geschaffen sei, dass es mir besser gehen müsse als anderen und dass ich dazu berechtigt sei, Privilegien zu genießen, als mich deswegen schlecht fühlen zu müssen. Deswegen stören sich solche Personen, die vom Sexismus als männlich einsortiert wurden und werden erst einmal tendenziell weniger an patriarchalischen Machtstrukturen als Frauen – und stören sich heterosexuelle Menschen tendenziell nicht an Heteronormativität. Dabei erwachsen aus sozialen Zuschreibungen soziale Positionen, zu denen sich Identitäten verhalten.

Inmitten dieses Systems ist Männlichkeit seit jeher und weltweit eine der mächtigsten Währungen; weiße, heterosexuelle Männlichkeit rangiert dabei in der Hierarchie ganz oben. Privilegiert zu sein bedeutet, dass die Strukturen Zugang zu ökonomischer, sozialer oder politischer Macht erleichtern und dass entsprechende Diskurse dies legitimieren und so gebaute Institutionen dies absichern. Letztlich aber ist die systemische Herkunft von Privilegien kein Freifahrtschein, sich tatsächlich von Verantwortung freizumachen. Sich systemisch bedingte Privilegien bewusst zu machen, sie zu adressieren und einzelne auch zu teilen, statt sie zu verleugnen, ist ein Handlungsraum inmitten von Privilegien.

Das Wechselspiel von Diskriminierung und Privilegierung zeigt deutlich: Nicht nur Diskriminierte, sondern auch Diskriminierende sind auf jeweils spezifische Weisen mit Sexismus verbandelt. Deswegen geht Sexismus alle etwas an und es ist ebenso politisch und moralisch, Sexismus anzusprechen wie ihn zu verleugnen. Letzteres ist weder objektiv noch neutral noch normal. Sexismus zu ignorieren bedeutet, ihn zu bestärken. Zuzugeben, dass niemand #MeNot hashtaggen kann, wird dieses Ignorieren schwächen und durch Sexismus Diskriminierte stärken können.

Marion Kaplan

Wandlungen im Geschlechterverhalten jüdischer Familien (1933–1939)

Einleitung

Seit der „Machtergreifung" durch die Nationalsozialisten sahen sich jüdische Frauen und Männer in Deutschland zunehmend gefährlichen Situationen ausgesetzt. Ihr normales Leben in der Mittelschicht und ihre Erwartungen brachen zusammen. Infolgedessen machten sich jüdische Familien neue Strategien zu eigen, die sie in gewöhnlichen Zeiten aller Wahrscheinlichkeit nach niemals in Betracht gezogen hätten. Für Frauen bedeutete das, neue Rollen als Partnerinnen, Beschützerinnen der Familien und oft auch als Ernährerinnen einzunehmen.

Zunehmend fanden sich Frauen als Vertreterinnen oder Verteidigerinnen ihrer Ehemänner, Väter oder Brüder. Es sind viele Geschichten von Frauen aufgezeichnet worden, die Familienmitglieder vor den willkürlichen Forderungen des Staates oder der Gestapo bewahrten. In diesen Fällen bzw. Situationen gingen sie immer davon aus, dass die Nationalsozialisten die Geschlechternormen nicht brechen würden: Sie konnten jüdische Männer verhaften oder foltern, aber Frauen würden sie nicht schaden. So gewährten die traditionellen Geschlechternormen den Frauen zunächst größere Freiheiten, sodass sie zwischen Staat und Familie vermitteln konnten. Sie übernahmen eine neue, selbstbewusste Rolle in der Öffentlichkeit und setzten sich bei deutschen Emigrations-, Polizei- und Finanzbeamten für ihre Familienmitglieder ein.

Frauen übernahmen anspruchsvollere Aufgaben und mitunter sogar die Verantwortung für die Sicherheit der gesamten Familie. So reiste beispielsweise Liselotte Müller nach Palästina, um sich für den Fall eines Exils ein Bild von der dortigen Situation zu machen. Ihr Mann, der seine Arztpraxis nicht verlassen konnte, vertraute ihr und sagte: „Wenn du dich entscheidest, in Palästina zu leben, wird es mir auch gefallen." Sie entschied sich für Griechenland. Ann Lewis' Mutter ging nach England, um mit britischen Beamten und Kollegen in der Medizin über die Auswanderung ihrer Familie zu verhandeln. Ihre Tochter bemerkte: „Es war ihrer [...] Entschlossenheit zu verdanken, dass wir Deutschland verlassen konnten, [...] und es sollte ihr immer ein großer Stolz sein, dass sie es war, die die Erlaubnis erhielt, die uns die Möglichkeit bot, nach England zu kommen."[1]

Frauen befanden sich oft in bedrohlichen Situationen, in der ihr Mut vom Glück begünstigt wurde. Als sie als Geisel genommen wurde, nachdem ihr Mann aus ihrer hessischen Kleinstadt geflohen war, rief beispielsweise Therese Plaut den Bürgermeister, einen ehemaligen Klassenkameraden, aus dem Gefängnis an: „Schämst du dich nicht, mich hier sitzen zu lassen", fragte sie. Er ließ sie frei.[2]

---

1 Ann Lewis, Memoir, S. 263 f. (Leo Baeck Institute New York, LBI Berlin Collection, LBIJ MB MM 48).

2 Marion Kaplan, Between Dignity and Despair. Jewish life in Nazi Germany, Oxford 1999, S. 20.

Am wichtigsten war, dass viele Frauen enorme Energien aufbrachten, um ihre Männer nach dem Novemberpogrom 1938 aus den Konzentrationslagern herauszuholen.

Als die Männer aufgrund der „April-Gesetze" von 1933, u.a. das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums", und des anhaltenden Boykotts ihre Karrieren und Geschäfte verloren, nahmen die Frauen Rollen an, die für sie oft neu waren. Die meisten jüdischen Frauen hatten in den frühen 1930er-Jahren nicht außer Haus gearbeitet. Dagegen arbeiteten in den späteren Jahren diejenigen, die in Deutschland geblieben waren, und zwar statt ihrer Ehemänner und für die Familien. Mitunter nahmen sie Gelegenheiten zur Ausbildung oder Umschulung für einen frauenspezifischen Arbeitsplatz wahr, den sie – so hofften sie – später im Ausland bzw. im Exil besetzen könnten. Die Frauen lernten Schokoladenherstellung, Korsettfertigung, Schneiderei, industrielles Bügeln, Kochen, Hutmacherei, Handschuhmacherei und andere Fertigkeiten. Andere lernten Maschineschreiben, Stenografie, Buchhaltung und – selbstverständlich – Fremdsprachen. Jüngere Frauen erwarben jedoch auch Kenntnisse über die Landwirtschaft für Tätigkeiten in entsprechenden Kollektiven; Jugendliche wurden demnach für ein Leben in Palästina ausgebildet. Dennoch war nur ein Drittel dieser Auszubildenden in Deutschland weiblich.

Auf der Flucht vor Verfolgung

Die Auswanderung, die mit zunehmender Verarmung und Gewalt immer wichtiger wurde, war auf Männer ausgerichtet. Dennoch sahen Frauen oft zuerst die Gefahrensignale und drängten ihre Männer, Deutschland zu verlassen. Aus den Memoiren von Marta Appel geht hervor, dass in einer Diskussion unter Freunden die Männer einen Arzt verurteilt hätten, der im Frühjahr 1936 geflohen war: „Die Frauen protestierten heftig: Sie fanden, dass es mehr Mut erforderte, wegzugehen als zu bleiben […]. Alle Frauen ohne Ausnahme waren dieser Meinung [...], während die Männer mehr oder weniger leidenschaftlich dagegensprachen."[3] Die Frauen waren der Auswanderung gegenüber aufgeschlossener als die Männer. Die Ehemänner, die noch erwerbstätig waren, und sogar die, deren Geschäfte langsam abnahmen, sahen sich als Ernährer. Sie konnten sich nicht vorstellen, wie sie ihre Familien im Ausland ernähren sollten, ohne die Sprache zu können, ohne das Kapital oder die Fähigkeiten zu besitzen, die in den Zufluchtsländern benötigt wurden. Während die Bindung der Männer an ihre Arbeit die Ausreise erschwerte, erleichterte der mangelnde Bezug der Frauen

3 Marta Appel. In: Monika Richarz (Hg.), Jewish Life in Germany. Memoirs from Three Centuries, Bloomington 1991, S. 351–361, hier 356.

zur öffentlichen Berufs- oder Unternehmenswelt die Auswanderung. Ihre Entscheidung war ebenso mit großen praktischen Konsequenzen verbunden wie die ihrer Ehemänner. Auch sie konnten mit Unsicherheiten und Armut konfrontiert werden, die mit dem Flüchtlingsleben häufig einhergingen. Doch mussten sich die Frauen nicht wie viele Männer von ihrer Lebensaufgabe trennen – sei es ein Geschäft oder eine Berufspraxis, seien es Patienten, Kunden oder Kollegen. Frauen, deren Identität mehr auf die Familie ausgerichtet war, kämpften um die Bewahrung dessen, was für sie von zentraler Bedeutung war, indem sie mit ihr flohen. Zusammenfassend erinnerte Peter Wyden an die Debatten innerhalb seiner eigenen und anderer jüdischer Berliner Familien: „Es war gar nicht ungewöhnlich in diesen Familien, die über Gehen oder Bleiben entscheiden mussten, dass die Frauen mehr Energie und Unternehmungslust aufbrachten als die Männer. [...] Kaum eine Frau hatte einen Betrieb, eine Anwaltskanzlei oder eine Arztpraxis zu verlieren. Sie waren weniger standesbewusst, weniger finanziell orientiert als die Männer. Sie schienen weniger rigide, weniger vorsichtig zu sein und sicherer, dass sie auch auf neuem Boden gedeihen."[4]

Doch diese verschiedenen Wahrnehmungen von Frauen oder Männern waren nicht die wichtigsten Faktoren, welche die Auswanderung beeinflussten. Niemand konnte klar vorhersagen, was passieren würde. Diese Schlussfolgerung ergibt sich weitgehend aus der Nachbetrachtung. In den ersten fünf Jahren verwirrten der Betrug der Nationalsozialisten und deren zynische Unehrlichkeit Juden wie Nichtjuden. Und es wurde immer schwieriger wegzugehen, weil alle paar Monate neue Gesetze den Juden die Mittel und Möglichkeiten raubten, andernorts ein neues Leben zu beginnen.[5] Doch das Haupthindernis für eine massenhafte Auswanderung von Jüdinnen und Juden aus Deutschland waren die Restriktionen des Auslands gegenüber Einwanderern. Schließlich schufen die Nationalsozialisten weitere Tatsachen, unter anderem durch den Krieg, welche die jüdische Bevölkerung, die auf eine Flucht hoffte, an einer Auswanderung hinderte. Im Oktober 1941 wurde die Ausreise für Juden letztendlich offiziell verboten.

Als sie in sicherere Länder flohen, spielte auch das Geschlecht eine Rolle. Männer, die anfangs stärker gefährdet waren, entkamen oft schon früh, in der Hoffnung, ihre Familien nachzuholen, sobald sie sich irgendwo niedergelassen hatten. Männer besaßen auch Geschäftsbeziehungen ins Ausland. Viele Fami-

4 Peter Wyden, Stella: One woman's true tale of evil. Betrayal and survival in Hitler's Germany, New York 1992, S. 47.

5 Vgl. Hilde Honnet-Sichel, Jeden Tag neue Angst. In: Margarete Limberg/Hubert Rübsaat (Hg.), Sie durften nicht mehr Deutsche sein. Jüdischer Alltag in Selbstzeugnissen 1933–1938, Frankfurt a. M. 1990, S. 183–186, hier 184.

lien zogen es zudem vor, zunächst Söhne ins Ausland zu schicken, die dann ihre in Deutschland verbliebenen Familien bei der Auswanderung unterstützen konnten. Vorerst blieben viele Frauen zurück. Da es zuvor auch schon mehr jüdische Frauen als Männer in Deutschland gab, bedingt durch Konvertierungen von Männern, deren Heirat in eine andere Glaubensgemeinschaft und die zahlreichen Todesfälle im Ersten Weltkrieg, stieg bis 1939 der Frauenanteil auf über 57 Prozent aller Juden.[6]

Diejenigen, denen die Flucht gelang, führten immer noch ein geschlechtertraditionelles Leben, wenn auch nicht mehr so wie zuvor. Zum Beispiel flohen Zehntausende Juden aus ganz Europa nach Portugal, als die deutschen Armeen im Juni 1940 in die Niederlande, in Belgien und Frankreich einmarschierten. Sowohl jüdische Männer als auch Frauen flüchteten, einige nur mit der Kleidung, die sie auf dem Körper trugen. Hätten sie legale Papiere gehabt, hätten sie mit dem Zug über Spanien nach Portugal gelangen können. Da das aber oft nicht der Fall war, mussten viele über die Pyrenäen fliehen, um den Grenzsoldaten auszuweichen, welche die Visa verlangt hätten. In Portugal standen sowohl Frauen als auch Männer in den Konsulaten Schlange und plädierten für die erforderlichen Visa, um wo auch immer hingehen zu können. Beide Geschlechter erschienen auch bei Hilfsorganisationen, die sie um Unterkunft und finanzielle Hilfe baten, und bei Polizeipräsidien, wo sie nach 30-Tage-Visa fragten.

In diesen Situationen, ohne Arbeit, ohne institutionelle und familiäre Anerkennung, ohne wertvollen Besitz, erlebten die Männer ein „gedemütigtes, entmanntes Selbst". Hannah Arendt sah „Parabeln vom zunehmenden Selbstverlust"[7] und beschrieb einen frustrierten Mann mittleren Alters, der vor unzähligen Hilfskomitees erschienen war. Bei einer dieser Organisationen lösten seine Emotionen einen verzweifelten Ausruf aus: „Niemand hier weiß, wer ich bin!"[8] Niemand wusste, wer er war noch woher er gekommen war. In seiner Verzweiflung wurde ihm klar, dass er die Kluft zwischen dem, wie andere ihn sahen, und dem, wie er gesehen werden wollte, nicht überwinden konnte. Ein Sozialarbeiter, Morris Troper vom American Jewish Joint Distribution Committee (JDC) in Lissabon, schrieb seiner Frau im November 1940: „Das Schlimme an der ganzen Sache ist nicht der physische Aspekt, [...] aber ehrliche, anständig aussehende Männer kommen zu mir unter Tränen und beklagen mit zitternden Stimmen die Tatsache, dass sie den Respekt ihrer kleinen Kinder verlieren! Denke daran – es tut ihnen leid, dass sie jemals entkommen sind. [… Was] wir brauchen, ist eine

6 Vgl. Kaplan, Between Dignity and Despair, S. 138–144.

7 Dagmar Barnouw, Der Jude als Paria. Hannah Arendt über die Unmündigkeit des Exils. In Jahrbuch Exilforschung, 4 (1986), S. 43–61, hier 44.

8 Hannah Arendt, We Refugees. In: Menorah Journal, 31 (1943) 1, S. 69–77.

Brücke [...] wie ein Regenbogen [...] von der Verzweiflung zur Hoffnung oder sogar zur Verzweiflung in Würde."[9]

Andere Sozialarbeiter bemerkten, dass Ehefrauen ihren Familien oft beim Durchhalten halfen: „Loyale und unternehmungslustige Ehefrauen [...] sind ein großer Faktor – vielleicht der größte bei der Lösung solcher Fälle."[10] Im Allgemeinen rechneten nur junge Frauen, die um den Ersten Weltkrieg herum geboren wurden, damit, im Exil ins Berufsleben einzutreten – manche waren es jedoch schon vor der Flucht. Und obwohl auch Frauen ein erfülltes Leben und geliebte Menschen hinter sich gelassen hatten und um ihren Lebensunterhalt in Portugal kämpften, hatten sie aus Angst vor dem, was kommen würde, selten einen Karriereverlust zu spüren bekommen wie Männer oder litten so sehr unter ihrem geschmälerten Status.

Da sie es waren, die schon früh die widerstrebenden männlichen Familienmitglieder zur Auswanderung aus Deutschland gedrängt haben, haben sie vielleicht eher Erleichterung als Statusangst empfunden.
In Portugal, wo beide Geschlechter gleichermaßen von Amt zu Amt rannten, um von dem vom Krieg zerrissenen Kontinent zu fliehen, war es aber bei den Männern, dass ihr Statusverlust und ihre Statusangst umso größer war, je länger sie an einem Ort blieben, wo sie ihre Arbeit nicht aufnehmen konnten.

Im Gegensatz dazu beharrten die Frauen ruhig und entschlossen darauf.

Schlussfolgerung

Jüdische Frauen und Männer erlebten eine Veränderung der tradierten Geschlechterrollen, die in ihren Heimatländern begann. Dort, wo die Männer mehr physischen Gefahren ausgesetzt waren, nahmen Frauen ernsthafte Rollenumkehrungen vor. Sie intervenierten für ihre Männer bei den offiziellen NS-Behörden und fungierten oft als Ernährerinnen. Während ihrer Flucht und deren Unterbrechung in Portugal ließen die extremen Rollenveränderungen nach. Sowohl Frauen als auch Männer hatten den häuslichen Komfort verloren, und beide Geschlechter wandten sich an die Polizei, standen in Konsulatslinien und begnügten sich mit knappen Budgets.

Allmählich verwandelte sich die Fremdheit und Ungläubigkeit, mit der Männer und Frauen mit ihrem Schicksal als Flüchtlinge umgingen, in eine unbehagliche Akzeptanz. Während ihres Aufenthalts in Lissabon hatten viele von ihnen

9 Yehuda Bauer, America Jewry and the Holocaust. The American Jewish Joint Distribution Committee, Detroit 2017, S. 55.

10 Report von Dina Moore Bowden an Schauffler vom 18.4.1941 (Yale Fortunoff Archives, Schauffler).

Zeit – zu viel Zeit –, ihre Identität neu zu überdenken. Sie waren zu Flüchtlingen geworden. Innerhalb der begrenzten Räume, die ihnen zur Verfügung standen, schufen sie provisorische Gemeinschaften und sichere Zufluchtsorte. Dieses Leben brachte Angst und Furcht, aber auch Mut und Widerstandskraft mit sich. Die meisten Flüchtlinge in Portugal zeigten Stärke und Ausdauer, als sie vor ungeahnten Herausforderungen standen. Für sie wurde Lissabon zu einem Ort der Zeitlichkeit und des Übergangs, zu einem „Niemandsland" zwischen einer schmerzhaften Vergangenheit und einer hoffnungsvollen Zukunft.[11]

Das Nachdenken über die Geschlechterrollen der Flüchtlinge in den 1940er-Jahren und ihre Veränderungen können auch dazu beitragen, die Flüchtlinge von damals wie auch die Flüchtlinge von heute als Individuen mit einer kostbaren Vergangenheit und einer prekären Gegenwart zu verstehen. Wenn die Öffentlichkeit oder die Medien damals wie heute über Flüchtlinge diskutieren, konzentrieren sie sich jedoch oft auf die aktuelle Identität der Flüchtlinge und nicht darauf, was vorher war: die Häuser, aus denen sie flohen, die Familien, in denen sie aufwuchsen, die Karrieren, die sie verfolgten, oder ihre emotionalen Bindungen und die als Bürger an ihre Heimatländer. Beobachter können nur allzu leicht das Offensichtliche übersehen: Die meisten Flüchtlinge würden zu Hause bleiben, wenn sie könnten, anstatt der Verfolgung über tückisches Terrain zu entfliehen und an unwirtlichen Orten Asyl zu suchen. Warsan Shire, die erste Preisträgerin Junger Dichter von London, erklärt dies noch deutlicher: „Niemand verlässt sein Zuhause, es sei denn, sein Zuhause ist das Maul eines Hais." Sie betont, dass man sein Zuhause nur verlässt, wenn „das Zuhause einen nicht bleiben lässt".[12]

11 Vgl. Arthur Koestler, Arrival and Departure, New York 1943, S. 19.

12 Warsan Shire, Home (https://www.facinghistory.org/standing-up-hatred-intolerance/warsan-shire-home; 4.5.2022).

Anke Blümm

Vergessene Bauhaus-Frauen – Lebensschicksale in den 1930er- und 1940er-Jahren

Wer war „Lotte“ am Bauhaus?

Die vielschichtige Rolle der Frauen am Bauhaus – dieses Thema ist nicht zuletzt durch zwei Fernsehausstrahlungen im Sommer 2019 in das Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt. Sowohl in dem Spielfilm „Lotte am Bauhaus“ als auch in der TV-Serie „Die neue Zeit“ standen starke weibliche Charaktere im Vordergrund, die zum einen die Geschichte des Bauhauses als Avantgarde-Kunstschule in Weimar, Dessau und Berlin transportierten, zum anderen den brisanten Zeitkontext miteinbezogen: die politisch aufgeheizte Stimmung, ambivalente Genderkonstellationen, aber auch die Euphorie eines gesellschaftlichen Aufbruchs in eine neue, demokratische Gesellschaft, die durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten ein bitteres Ende fand.

Um die Antwort auf die Frage in der Überschrift gleich vorwegzunehmen: Eine „Lotte am Bauhaus“ wie im Film gab es nicht. Stattdessen konzentrieren sich in dieser fiktiven Persönlichkeit Züge unterschiedlicher Biografien in verdichteter Form, zum Beispiel der Tischlerin Alma Buscher-Siedhoff oder der Architektin Lotte Stam-Beese. Damit steht „Lotte“ prototypisch für ein Thema, das in seinen Dimensionen keinesfalls erschöpfend erschlossen ist. Schon die Zahlenverhältnisse verdeutlichen dies: Von den 462 namentlich verzeichneten Frauen am Bauhaus, die dort von 1919 bis 1933 studierten, sind nur von zwei Drittel die Lebens- und Todesdaten bekannt (282). Zwar sind auch ihre männlichen Kommilitonen (791) nicht zur Gänze erfasst, aber hier liegen zumindest bei über drei Viertel die Lebens- und Todesdaten vor (597).[1] Damit betrifft insbesondere die Künstlerinnen das Los, dass ihre Leistungen am Bauhaus und nach 1933 zu den „blinden Flecken“ der Bauhausgeschichtsschreibung geworden sind;[2] nicht zuletzt, weil sich die Zäsur des Nationalsozialismus auch auf ihre Lebenswege entscheidend auswirkte. Ein Ausstellungsprojekt der Universität Erfurt und der Klassik Stiftung Weimar hat sich diesen „Vergessenen Bauhaus-Frauen“ und ihren Lebensschicksalen in den 1930er- und 1940er-Jahren gewidmet. Das Vorhaben rückte so eine Gruppe von Künstlerinnen in den Mittelpunkt, die in der Bauhaus-Rezeption bislang weitgehend marginalisiert wurde, weil meist nur wenige künstlerische Zeugnisse überliefert sind.[3]

1 Vgl. Patrick Rössler/Anke Blümm, Soft Skills and Hard Facts: A Systematic Assessment of the Inclusion of Women at the Bauhaus. In: Elizabeth Otto/Patrick Rössler (Hg.), Bauhaus Bodies. Gender, Sexuality, and Body Culture in Modernism's Legendary Art School, London 2019, S. 3–25.

2 Magdalena Droste, Blinde Flecken – Künstlerinnen des Bauhauses während der NS-Zeit – Verfolgung und Exil. In: Inge Hansen-Schaberg/Wolfgang Thöner/Adriane Feustel (Hg.), Entfernt. Frauen des Bauhauses während der NS-Zeit – Verfolgung und Exil, München 2021, S. 312–334.

3 Vgl. den Ausstellungskatalog Anke Blümm/Patrick Rössler (Hg.), Vergessene Bauhaus-Frauen – Lebensschicksale der 1930er und 1940er Jahren, Weimar 2021.

Das halbvolle und halbleere Glas

Seit den 1970er-/1980er-Jahren entdeckte die Forschung einzelne Bauhaus-Künstlerinnen und würdigte sie in monografischen Ausstellungen und Publikationen, so beispielsweise die Weberinnen Gunta Stölzl, Benita Koch-Otte, Katja Rose oder Lisbeth Oestreicher, die Malerin Ida Kerkovius, die Fotografin Lucia Moholy oder die Metalldesignerin Marianne Brandt. Diese Darstellungen wurden aus Anlass der vergangenen Bauhaus-Jubiläen 2009 und 2019 durch weitere Publikationen substanziell ergänzt. Eine übergeordnete Untersuchung der Webereiwerkstatt als solche oder der Situation der Frauen insgesamt am Bauhaus setzte jedoch erst in den 1990er-Jahren ein, als erstmals in größerem Rahmen Biografien unbekannterer Bauhaus-Frauen aufgezeigt wurden. Mit „The Gendered World of the Bauhaus" legte Anja Baumhoff 2001 eine kritische Bestandsaufnahme der Chancen und Grenzen von Frauen am Bauhaus vor, wobei sie insbesondere für die Weimarer Zeit Beschränkungen konstatierte – allen Beteuerungen der Gleichberechtigungen der Geschlechter am Bauhaus zum Trotz.[4]

Denn während in Gropius' Bauhaus Manifest von 1919 steht, dass alle Personen unabhängig von Alter und Geschlecht aufgenommen würden, so lehrte das tatsächliche Verhalten der Meister die Frauen eines Besseren. Die raren und begehrten Lehrlings- und Gesellenplätze in Tischlerei oder Metallwerkstatt wurden – mit wenigen Ausnahmen, wie zum Beispiel Marianne Brandt oder Dörte Helm – den Männern zugewiesen. Die Frauen, denen aus Prinzip weniger zugetraut wurde, erhielten ihren Platz in der Webereiwerkstatt.

Gleichberechtigung auf dem Papier ist wenig wert, wenn die Konzeption einer Schule, die Kunst und Handwerk im zünftigen Sinne betont, einseitig auf männlichen Ordnungsvorstellungen aufgebaut ist und Frauen sich den patriarchalen Strukturen automatisch unterordnen, da ihnen neue Verhaltensoptionen noch gar nicht zur Verfügung stehen. Diese Unsicherheit kommt 1921 beispielsweise bei Maria Rasch, einer Studierenden am frühen Bauhaus in Weimar, zum Ausdruck:

„Mir ging die ganze Woche die Frauenfrage durch den Kopf. Wie weit sind wir produktiv, ist unsere Arbeit an bestimmte Dinge gebunden, gibt es eine mehr weibliche Arbeit[,] über die wir nicht ungestraft hinausgehen können? Ich fühle, daß für uns Frauen noch vieles ungeklärt ist. Auch daß wir uns auch in so fern [sic] neu mit dem Manne auseinander zu setzen haben. Es gibt eben eine Frage der Geschlechter für sich, uns Frauen fehlt es an Überlieferung und gegenseitigem Gemeingefühl. Ich habe so oft das Gefühl in starken Augenblicken[,] daß der Mann der Frau gegenüber auf seine körperliche Überlegenheit pocht und oft rasend hart ist. Und da fühle ich[,] daß wir Frauen uns noch viel mehr unserer selbst bewußt unserer selbst gefühlt werden müssen. – Und eins[,] daß wir uns stark genug werden[,] daß uns Härte nicht mehr niederwerfen kann."[5]

4 Vgl. Anja Baumhoff, The Gendered World of the Bauhaus, Frankfurt a. M. 2001.

5 Tagebuch Maria Rasch (1897–1959), 1919–1924 (Landesarchiv Osnabrück, NLA OS Dep 144 Akz. 2018/19, Nr. 11).

Ambivalenz gegenüber der eigenen Rolle, geschlechtsstereotype Verhaltensweisen und Selbstbeschränkung ließen und lassen sich trotz einer offiziell in der Verfassung verkündeten Gleichwertigkeit nicht per Knopfdruck ändern. Jahrhundertelang tradierte Strukturen und Glaubensvorstellungen können sich nur durch tiefgreifende Veränderungen der Gesellschaft neu verankern, was schon allein daran ersichtlich ist, dass bis heute über die gleichwertige Förderung von Frauen heftig diskutiert wird.

Und dennoch gilt es, die positiven Seiten hervorzuheben: Erstmals war Frauen nach 1919 der reguläre Besuch der Kunstakademien offiziell gestattet – und diesen Freiraum haben sie begeistert und intensiv genutzt, gerade auch am Bauhaus. Das Ausprobieren unterschiedlicher Werkstätten war ihnen uneingeschränkt möglich, selbst wenn es nicht zu einem der begehrten Gesellenplätze führte. Das gemeinsame studentische Leben gestaltete sich frei und ungezwungen, wie die ausgesprochene Feierkultur am Bauhaus und Selbstzeugnisse nahelegen. Selbst die Zuteilung in eine heute als abwertend wahrgenommene „Frauenklasse", die am frühen Bauhaus existierte, ist nicht eindeutig. Gunta Stölzl erinnert sich, dass sie diesen Vorschlag zur Gründung einer solchen Einrichtung selbst machte, um – von Geschlechterkämpfen unabhängig – in einem eigenen Bereich experimentieren zu können.[6] Wie das berühmte Glas, das von einer Richtung je halbvoll oder halbleer ist, so bleibt auch die Bewertung der Situation der Frauen am Bauhaus heute in der Forschung unentschieden. Dennoch sind die vielen erhaltenen Zeugnisse von Bauhaus-Künstlerinnen aus Textil-, Keramik-, Webereiwerkstatt, ebenso wie aus dem Architektur-, Reklame- oder Fotografie-Unterricht der beste Beweis, dass sie ihre Kreativität in vielerlei Hinsicht professionell entwickeln konnten.

Schicksale von Bauhaus-Frauen nach 1933: Zwei Beispiele

Wie haben die Frauen später ihr Studium am Bauhaus genutzt? Konnten sie von ihrer eigenen Arbeit leben? Und wie wirkte sich die politische Zäsur im Deutschland des Jahres 1933 auf sie aus?

Die Gruppe der weiblichen Bauhaus-Angehörigen, die zwischen 1933 und 1945 verstorben sind, ist heterogen und keineswegs ausschließlich durch politische Zeitumstände konturiert. Eine Hauptgruppe der Ausstellung im Bauhaus-Museum Weimar bildeten die im Zuge des Holocaust ermordeten Bauhäuslerinnen jüdischer Herkunft; einige von ihnen wurden im Vernichtungslager

6 Vgl. Gunta Stadler-Stölzl, Mehr Wagnis als Planung. Die Textilwerkstatt des Bauhauses. In: Wulf Herzogenrath (Hg.), Vom Geheimnis der Farbe. Benita Koch-Otte, Bethel 1972, S. 18 f.

Auschwitz-Birkenau getötet, hier sind zum Beispiel die Weberin Otti Berger und die Malerin und Gestalterin Friedl Dicker-Brandeis zu nennen. Andere wie die Weberin Ljuba Monastirsky fielen der Internierung und Ermordung in den osteuropäischen Gettos zum Opfer. Einzelne Personen starben an Mangelkrankheiten oder aufgrund fehlender Medikamente, und auch Suizide sind dokumentiert. Daneben sind aber auch Todesfälle im Exil bekannt, die nur mittelbar auf die Verfolgung in Deutschland zurückgeführt werden können – vom Badeunfall wie bei der Sportlehrerin Karla Grosch bis zur Ermordung unter Stalins Schreckensherrschaft wie im Fall von Margarete Mengel, Sekretärin unter dem zweiten Bauhaus-Direktor Hannes Meyer. Manche verloren ihr Leben bei Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg (z. B. Alma Buscher-Siedhoff), während für andere Frauen ein natürlicher Tod aktenkundig ist. Einige Bauhaus-Frauen waren Mitläuferinnen des NS-Regimes oder traten der Partei bei. Diese Verläufe wurden in ihrer Verschiedenheit herausgestellt, um dem falschen Eindruck vorzubeugen, es habe das eine typische Frauenschicksal in den 1930er-Jahren gegeben.

Dazu im Folgenden zwei Beispiele. Gänzlich unbekannt ist heute die Malerin und Grafikerin Helene von Heyden. Sie wurde am 29. November 1893 in Karlsruhe in eine evangelische Familie hineingeboren und verbrachte ihre Kindheit und Jugend in Mannheim. 1916 nahm sie ihr Malerei-Studium in der Klasse von Walther Klemm an der Großherzoglichen Hochschule für Bildende Kunst in Weimar auf, eine der zwei Vorgängerinstitutionen des Bauhauses. Letztlich studierte sie am Bauhaus nur im Sommersemester 1919 – weiterhin bei ihrem bisherigen Lehrer Walther Klemm.[7]

Es ist nicht eindeutig bestimmbar, inwiefern von Heyden von der Aufbruchsphase des Bauhauses zunächst profitierte. Ob sie dann aus gesundheitlichen oder finanziellen Gründen gezwungenermaßen abbrechen musste oder sich in bewusster Entscheidung vom Bauhaus abwandte, ist unklar. Aber auch dies gehört dazu: Frauen, deren Anwesenheit am Bauhaus nicht auf einer regelhaften Zugehörigkeit gründete, sondern in eine Übergangsphase in der Ausbildung vom Kaiserreich zur Weimarer Republik fiel – ein Schicksal, das jedoch Männer gleichermaßen betraf.

In jedem Fall hielt von Heyden der Abbruch des Studiums nicht davon ab, ihre künstlerische Karriere als bildende Künstlerin weiter zu verfolgen. Sie blieb eng an Mannheim gebunden und stellte dort mehrfach aus. 1925 wird sie als Mitglied der Mannheimer Künstlergruppe 1925 benannt.[8] Zusammen mit Albert Henselmann und Karl Stohner gründete sie die „Freie Akademie Mannheim", ein

7 Vgl. Anke Blümm, Helene von Heyden – Entrechtung einer Mannheimer Malerin. In: dies./Rössler (Hg.), Vergessene Bauhaus-Frauen, S. 24 f.

8 Vgl. Der Cicerone, Halbmonatsschrift für die Interessen des Kunstforschers & Sammlers, (1925) 8, S. 437.

bedeutendes privates Ausbildungsinstitut, das heute Teil des Fachbereichs Gestaltung der Hochschule in Mannheim ist.[9] Ihre Beteiligung an der Lehre bleibt jedoch im Unklaren.

Die nationalsozialistische Machtübernahme hatte dramatische Folgen für sie: 1933 wurde die 40-jährige Malerin Helene von Heyden gegen ihren Willen in eine Nervenanstalt eingewiesen. Einmal interniert, war aus dem System der NS-„Heilanstalten" kein Entkommen mehr. 1940 erfolgte die Verlegung in die Tötungsanstalt Grafeneck, wo sie direkt nach der Ankunft ermordet wurde.[10] Auch wenn die Quellen nicht eindeutig sind, könnte ihre Einweisung ein taktischer Schritt gewesen sein, sich ihres Erbes zu bemächtigen.

Ihr Gemälde „Netzeflicker" wurde 1933 in der ersten antimodernen Propagandaausstellung im nationalsozialistischen Deutschland gezeigt, den „Kulturbolschewistischen Bildern" in der Mannheimer Kunsthalle. Dort beschlagnahmten die NS-Verantwortlichen 1937 dieses sowie ein weiteres Gemälde mit dem Titel „Fischerhafen" als „entartet". Sie gelten heute als zerstört, Abbildungen sind nicht bekannt. Maritime Motive waren offensichtlich ihr bevorzugtes Sujet, zwei noch in der Mannheimer Kunsthalle befindliche Werke („Hafen" und „Schiffe") zeugen davon.

Und dann gibt es doch noch eine echte „Lotte am Bauhaus": Lotte Mina Brand wurde 1903 in Pforzheim geboren, später nannte sie sich „Charlotte Brand". Über Kindheit und Jugend in ihrem jüdischen Elternhaus ist bisher nichts bekannt. 1923 nahm sie das Studium in Weimar auf, nach einer Unterbrechung besuchte sie das Bauhaus Dessau 1926/27. Sie absolvierte den Vorkurs und studierte in der Reklame- und Webereiwerkstatt. Spätere Zeugnisse ihrer künstlerischen Laufbahn verraten eine gewisse Rastlosigkeit: 1935 schrieb sie Walter Gropius aus Spanien und gab an, Schaufenster und Bucheinbände in Paris und London gestaltet zu haben. Ihre eigentliche Neigung war jedoch die freie Kunst: Aquarelle mit landschaftlichen Impressionen sind überliefert, die sie in London und Paris ausstellen konnte. Im Salon des Tuileries in Paris präsentierte sie 1939 das Aquarell „Alte sizilianische Frau". Als Jüdin schwebte sie jedoch in ständiger Gefahr und bemühte sich um ihre Ausreise, die 1940 in Marseille durch die Hilfe von Varian Fry gelang, der dort über 2000 Menschen die Flucht ermöglichte.[11] In

9 Vgl. Christmut Präger, „Zeitgemäße Formensprache" und „Praktischer Sinn". Albert Henselmann und die ‚Freie Akademie Mannheim'. In: Hermann Jung (Hg.), Weimar 1919–1933, Frankfurt a. M. 2011, S. 95–126.

10 Vgl. Dokumentationszentrum Gedenkstätte Grafeneck; Blümm, Helene von Heyden. In: dies./Rössler (Hg.), Vergessene Bauhaus-Frauen, S. 24 f.

11 Vgl. Sheila Isenberg, A hero of our own. The story of Varian Fry, New York 2001.

New York angekommen, schaffte sie es teilweise, an ihre berufliche Karriere anzuknüpfen: Sie unterrichtete im Wellesley College, auch konnte sie ihre Werke in einer Ausstellung in New York zeigen. Sie starb infolge einer Tuberkulose in New York City am 6. Juli 1944.[12]

Bedingungen des Vergessens

Diesen beiden Frauen blieb nur ansatzweise oder gar keine Zeit, sich eine erfolgreiche Karriere als Künstlerin aufzubauen. Durch Exil und frühen Tod ist die Nachlasssituation teils ganz ungeklärt, wenn sich überhaupt noch Material erhalten hat. Beide waren unverheiratet, sodass keine Nachkommen ihr Werk bewahrt haben.

Hinter diesen zwei Einzelschicksalen von Künstlerinnen bleibt ein Großteil der Frauen des Bauhauses unbekannt zurück: jene Frauen, die sich nach einem gestalterischen Studium für den traditionellen Weg mit Ehe und Familie entschieden und ihre künstlerischen Ambitionen ganz aufgaben oder aufgeben mussten. Durch Namensänderungen bei der Heirat lassen sich ihre Lebenswege umso schlechter nachvollziehen.

Das eingangs erwähnte Ausstellungsprojekt hat 39 Frauenschicksale genauer untersucht und stellte einige dieser Biografien erstmals einer größeren Öffentlichkeit vor. Die Erforschung ihrer individuellen Lebenswege macht die Bedingungen ihres Vergessens bewusst und hilft so zu verstehen, mit welchen inneren und äußeren Hindernissen sie als Künstlerinnen zu kämpfen hatten und wie sie ihre Freiräume dennoch kreativ nutzten.

12 Vgl. Anke Blümm, Charlotte Brand – Rastlos durch zwei Kontinente. In: dies./Rössler (Hg.), Vergessene Bauhaus-Frauen, S. 46–51.

Francesca Weil

„Feuerkraut“ – Gerda Lerner und die Gründung des weltweit ersten Lehrstuhls für historische Frauenforschung

Flucht, Staatenlosigkeit und Armut

Das Feuerkraut ist eine Pflanze, ein sogenannter Rohbodenpionier, die auf beschädigter Erde wächst, am Straßenrand und nach der Brandrodung von Wäldern. Aufgrund seiner Eigenschaft als „Pionierpflanze" vermehrte es sich auch sehr stark und schnell auf den städtischen Schutt- und Trümmerflächen, die durch die Luftangriffe und Bodenkämpfe des Zweiten Weltkrieges entstanden waren.[1] Mit der Metapher des Feuerkrauts überschrieb Gerda Lerner ihre 2002 erschienene politische Autobiografie.

Gerda Lerner bezeichnete sich selbst in erster Linie als politische Aktivistin, Schriftstellerin, Einwanderin, Kommunistin und nicht zuletzt als Ehefrau und Mutter.[2] Hinzu kam jedoch auch die Rolle, die sie als Wissenschaftlerin, als Historikerin spielte. Gerda Lerner gründete den weltweit ersten Lehrstuhl für historische Frauenforschung. Doch bis zu diesem Zeitpunkt musste sie einen langen Weg beschreiten. Zu Beginn der 1920er-Jahre als Gerda Hedwig Kronstein, Tochter einer Malerin und eines Apothekers, in Wien geboren, führte sie bis zu ihrem 18. Lebensjahr ein weitgehend ruhiges, normales Leben. Doch schon frühzeitig erkannte sie, wie ungleich Männer und Frauen behandelt wurden. Erstmalig fiel ihr dieser Widerspruch in ihrem religiösen Umfeld auf:

„Jedes Mal, wenn ich zur Synagoge ging, ärgerte ich mich darüber, im Frauenteil sitzen zu müssen. Nicht, dass ich die symbolische Bedeutung durchschaute oder erkannte, dass dies mit der Stellung der Frauen im jüdischen Leben zu tun hatte, es störte mich einfach, dass ich nicht so gut wie die Männer sehen konnte, was beim Gottesdienst vor sich ging. Dadurch wurde ich darauf aufmerksam, dass ich nicht auf dieselbe Weise unterrichtet wurde wie die jungen Männer meines Alters."[3]

Kurze Zeit später ging Gerda Kronstein nicht mehr in die Synagoge und ließ auch das Bibelstudium sein, für sie gab es ebenso keine Bat Mizwa. Seither fühlte sie sich nicht mehr als gläubige Jüdin, sondern als Agnostikerin. Daran hätten auch die antisemitischen Erfahrungen der folgenden Jahre, der Holocaust und die persönliche Verfolgung nichts geändert, schrieb sie 2002:

„Ich sehe mich als Jüdin, die zur jüdischen Gemeinde und zur jüdischen Tradition gehört, und die mit den anderen Juden das Schicksal teilt. Ich glaube aber nicht daran, dass das Schicksal untrennbar mit der Religion verbunden ist."[4]

1 Vgl. Gerda Lerner, Feuerkraut, Eine politische Autobiografie, Wien 2009, S. 7.
2 Vgl. ebd., S. 330.
3 Ebd., S. 62.
4 Ebd., S. 65.

Unmittelbar nach dem „Anschluss" Österreichs an das nationalsozialistische Deutsche Reich 1938 bestand sie noch das Abitur mit Auszeichnung, an einer Universität konnte sie sich als Jüdin jedoch nicht mehr immatrikulieren. Stattdessen wurde sie verhaftet, musste später mit ihren Eltern nach Liechtenstein fliehen und gelangte schließlich 1939 allein in die Vereinigten Staaten von Amerika, wo sie in der Folgezeit mehrere Jahre staatenlos blieb.[5] Die folgenden eineinhalb Jahre beschrieb sie als eine Phase des Übergangs und des unablässigen Lernens:

„Vor allem musste ich lernen, arm zu sein. Die Armut, die ich nun erfuhr, war anders als jene in Europa in den Jahren nach unserer Emigration, weil wir damals genug zu essen und eine vernünftige Wohnung gehabt hatten, und wir uns, wenn wir wirklich dringend etwas brauchten, an Verwandte wenden konnten. In New York war es eine Armut ohne jedes Sicherheitsnetz."[6]

Zu dieser Zeit arbeitete sie unter anderem als Dienstmädchen oder Kellnerin. In einem Interview mit Alice Schwarzer im Jahr 2000 sagte Gerda Lerner dazu, dass sie „jeden Drecksjob gemacht habe, den es für Frauen gab, jeden".[7] 1941 heiratete sie Carl Lerner, einen erfolgreichen Filmproduzenten. Sie zog zwei Kinder groß und verdiente ihren Lebensunterhalt mit verschiedenen „klassischen Frauenjobs" wie Röntgenassistentin oder Chefsekretärin. Über diese Zeit hinweg rettete sie wahrscheinlich die Tatsache, dass sie schrieb und als Schriftstellerin wirken konnte. Die Erfahrungen, die sie damit gemachte habe, – so sagte sie später – hätten ihr zudem später geholfen, zu einer Spezialistin des Fachgebiets Frauengeschichte zu werden.[8]

1943 erhielt Gerda Lerner die amerikanische Staatsbürgerschaft. Drei Jahre später begann sie politische Basisarbeit zu leisten; sie trat der Communist Party bei und arbeitete für den Congress of American Women (CAW, Kongress Amerikanischer Frauen). Unter anderem half sie mit, den Ortsverband in Los Angeles aufzubauen, und wurde für einige Zeit Mitglied des regionalen und nationalen Führungsgremiums dieser Organisation.[9] Aufgrund der Kommunistenverfolgung in den USA – es war die McCarthy-Zeit, die von dogmatischem Antikommunismus und Verschwörungstheorien geprägt war – zog Familie Lerner 1949 von Los Angeles in das liberalere New York.

5 Vgl. Gerda Lerner, Autobiographische Notizen als Einleitung. In: dies., Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte, Frankfurt a. M. 1995, S. 19–37, hier 21 f.
6 Lerner, Feuerkraut, S. 218 f.
7 Ich bin ein Alien. Gespräch von Alice Schwarzer mit Gerda Lerner. In: Emma, Mai/Juni 2000.
8 Vgl. Lerner, Autobiographische Notizen als Einleitung, S. 21 f.
9 Vgl. dies., Feuerkraut, S. 351.

Studium und Forschung

1958 begann für Gerda Lerner ein neuer Lebensabschnitt, der als Historikerin. Er fing mit dem Besuch einiger Vorlesungen an der New School of Social Research an und setzte sich mit dem Erlangen eines ersten akademischen Grades an der New School und ab 1963 mit weiterführenden Studien an der Columbia University fort. Zugang zur Geschichtswissenschaft fand sie während ihrer Arbeit an einer romanhaften Biografie der Schwestern Sarah und Angelina Grimké. Ein Jahr lang hatte sie Material zusammengetragen und acht Kapitel geschrieben. Aber sie habe das Gefühl der Unzufriedenheit nicht überwinden können, weil sie nicht in ausreichendem Maße über die Kenntnisse verfügt habe, die für historische Forschung erforderlich gewesen seien,[10] hielt sie 1995 in einem ersten persönlichen Rückblick fest.

„Je mehr ich über die Methoden der Geschichtswissenschaft erfuhr, desto unzufriedener wurde ich mit meinem Manuskript [über die Grimké-Schwestern]. Die Diskrepanz zwischen der Komplexität der Fakten und meiner Fähigkeit zu interpretieren und darzustellen, wurde immer deutlicher. […] Ich hatte immer großen Respekt vor der Wissenschaft, und das niemals mehr als zu der Zeit, in der ich beschloss, das formal zu systematisieren, was ich bis dahin an der New School of Social Research als ‚Kurse besuchen' bezeichnet hatte. Ich schrieb mich also an dieser Hochschule als Studentin ein mit dem Ziel, den Abschluss als Bachelor of Arts zu erreichen" [11]

Es sollte vier Jahre dauern, um im Teilzeitstudium die erforderlichen sechzig Leistungsnachweise zu erhalten. Ihren Interessen entsprechend wählte Gerda Lerner Geschichte und Literatur als Hauptfächer und erlernte die wichtigsten Forschungsmethoden und Grundlagen der historischen Verifikation, was der Nachweis dafür ist, dass ein vermuteter oder behaupteter Sachverhalt wahr ist. „Zufällig und ohne gezielte Bemühungen" ihrerseits stellte sich bald heraus, dass sie in all ihren Projekten während ihres Studiums, zu welchem Themenbereich auch immer, Frauen in den Mittelpunkt ihres Erkenntnisinteresses rückte.[12]

Im letzten Studienjahr legte sie die acht Kapitel ihres biografischen Romans beiseite, entschied sich für ein Graduiertenstudium in Geschichtswissenschaft und begann, ganz von vorne, eine historische Darstellung der Lebensgeschichte von den Schwestern Sarah und Angelina Grimké zu schreiben. Noch ohne Examen bot sie 1962 einen ersten Kurs zur Frauengeschichte an: „Große Frauen in der amerikanischen Geschichte", der allerdings mangels Beteiligung ausfiel. Ein Jahr darauf fand der Kurs erstmalig statt. Nebenbei veröffentlichte sie Radio-

10 Vgl. Lerner, Autobiographische Notizen als Einleitung, S. 21.
11 Ebd., S. 23.
12 Vgl. ebd.

beiträge zur Thematik.[13] 1966 schloss sie mit dem Master of Arts und der Promotion ab. Seit 1963 habe sie als Historikerin immer an Frauenthemen gearbeitet: „Mein Spezialgebiet, Frauengeschichte, hat es als eigenes Forschungsfeld noch nicht gegeben, als ich meine Karriere begann. Ich habe als Außenseiterin angefangen, hatte viel zu kämpfen."[14]

Im Herbst 1963, als Gerda Lerner an der Columbia University mit dem Graduiertenstudium der Geschichte begann, war sie dreiundvierzig Jahre alt; ihre Tochter hatte gerade mit dem Collegestudium begonnen, und ihr Sohn besuchte die Abschlussklasse der High School. Ihr Mann, Carl Lerner, wurde von seiner Karriere als Filmproduzent und Lehrer an einer Filmakademie in Anspruch genommen. Im Rückblick beschrieb sie die Zeit folgendermaßen:

„In jenen Tagen war es nicht üblich, dass Frauen meines Alters promovieren wollten, und ich war etwas besorgt, wie sich das wohl machen ließe. Meine Professoren waren es auch. Meine Mentoren waren etwa so alt wie ich oder sogar jünger; die anderen Studierenden waren ungefähr so alt wie meine Tochter."[15]

Dennoch bezeichnete die Historikerin die drei Jahre Graduiertenstudium als die glücklichsten ihres Lebens. Die Arbeit war laut Gerda Lerner kräftezehrend, absorbierend und voller Herausforderungen, doch vor allem sei es das erste Mal in ihrem Leben gewesen, dass sie „den Raum und die Zeit zum Lernen und Denken" hatte. Sie wäre nicht so schnell vorangekommen, wenn sie nicht von ihrem Mann und ihrem Sohn unterstützt worden wäre, die sie von den häuslichen Pflichten entlastet hätten, schrieb Gerda Lerner in ihren Erinnerungen:

„So wissensdurstig, wie nur Menschen sein können, denen Bildung und Ausbildung lange vorenthalten worden sind, verzichtete ich auf jede Erholung, gesellschaftliches Leben und die Wahrnehmung anderer Interessen. Ich war mir ständig der zwanzig verlorenen Jahre bewusst und entschlossen, diesen Nachteil durch Konzentration und Anstrengung auszugleichen. Motiviert war ich vor allem durch den Drang, das zu lernen, was ich wissen musste, um ein Ziel zu verfolgen, das mir damals schon deutlich vor Augen stand."[16]

Sie wollte erreichen, dass die Frauengeschichte zu einem Teil des Lehrplans auf allen Ausbildungsstufen und dieser Themenbereich zum Studien- und Prüfungsfach wird. Mit anderen Worten: Sie wollte die Anerkennung und Legitimation der Frauengeschichte als Teil der Geschichtswissenschaft.[17] Doch sie

13 Vgl. ebd., 24.
14 Lerner, Feuerkraut, S. 13.
15 Dies., Autobiographische Notizen als Einleitung, S. 24.
16 Ebd., S. 25.
17 Vgl. ebd., S. 26.

erinnerte sich auch deutlich an die damit verbundenen Schwierigkeiten und Demütigungen:

„Wäre ich [zu dieser Zeit] eine junge Frau gewesen, die gerade das College hinter sich hatte, so hätte ich dem sozialen Druck, den subtilen Techniken des Lächerlichmachens, der ständigen Entmutigung und nicht selten offenen Missbilligung wohl nicht standhalten können. Es gab da keine anderen Frauen, die meine Interessen teilten oder mich unterstützten; im Gegenteil, einige der Studentinnen verhielten sich meinem dauernden ‚Herumgeigen' auf dem Thema Frauen feindseliger als die Männer. Nach einer Weile hatte ich mich auf einer eigenen Position eingerichtet und gewann sogar den Respekt der Fakultätsmitglieder wegen meiner Kenntnisse auf einem Gebiet, das einer von ihnen meine ‚exotische Spezialität' nannte."[18]

In ihrer 2002 veröffentlichen politischen Autobiografie „Feuerkraut" resümierte sie schließlich über ihre Erfolge. Sie habe es in fast vierzig Jahren ständigen Bemühens geschafft, wesentlich zur Veränderung der traditionellen Geschichtswissenschaft beizutragen. Ihre Karriere sei für sie mit einer lohnenden Tätigkeit, beruflicher Anerkennung, Beifall und vielen öffentlichen Ehrungen verbunden gewesen. Alle Bücher, die sie in dieser Zeit geschrieben habe, seien sofort veröffentlicht worden und hätten eine breite Leserschaft gefunden. Im Jahr der Veröffentlichung ihrer Autobiografie wurde Frauengeschichte an den meisten Einrichtungen der USA unterrichtet und war international als Forschungsfeld anerkannt. „Ich schätze mich glücklich", so Gerda Lerner, „in führender Rolle an einer intellektuellen Revolution teilgenommen zu haben, die den Frauen ihre Geschichte wiedergab und sie vom Rand in die Mitte des intellektuellen Diskurses rückte."[19]

Historische Frauenforschung

Die Wissenschaftlerinnen des damals neuen Fachgebiets „Frauengeschichte" hatten es sich zur Aufgabe gemacht – so Gerda Lerner –, die bisher übergangene Hälfte der Weltgeschichte zu rekonstruieren und Frauen als aktiv Handelnde ins Zentrum des Geschehens zu rücken, damit die Geschichtsschreibung die menschliche Entwicklung in ihren weiblichen und männlichen Aspekten vollständig und umfassend berücksichtigt.[20] Bereits 1995 resümierte sie, dass es in den mehr als drei vergangenen Jahrzehnten der Frauengeschichtsforschung gelungen sei, „das überkommene, lückenhafte und einseitige Geschichtsbild auszubalancieren und

18 Ebd.

19 Lerner, Feuerkraut, S. 13.

20 Vgl. Gerda Lerner, Warum Geschichte uns angeht. In: dies., Zukunft braucht Vergangenheit. Warum Geschichte uns angeht, Königsstein 2002, S. 281–298, hier 297.

erkennbar werden zu lassen, dass die Hälfte der Menschheit immer übergangen und vernachlässigt wurde."[21]

Doch zu dieser Zeit machte sie auch darauf aufmerksam, dass noch viel Forschungsarbeit zu leisten bleibe und sehr viel Grundlagenwissen aus Primärquellen zu schöpfen sei, bevor die Voraussetzungen für eine umfassende Synthese gegeben seien, die eine ausgewogene Darstellung der Geschichte biete, in der die Erfahrungen von Männern und Frauen in der Vergangenheit richtig gewichtet sind.[22] Infolge der Lektüre von Literatur früherer Feministinnen und ihren eigenen Erkenntnissen stellte Gerda Lerner fest, dass Frauen immer tatkräftig und im Zentrum des Geschichtsprozesses mitgewirkt hätten: „Ich war, wie bei einer plötzlichen Eingebung, überwältigt von der Einfachheit und Wahrheit dieser Einsicht."[23]

Doch Frauengeschichte war für Gerda Lerner nicht nur die Erforschung der Rolle von Frauen in der Geschichte, sondern auch Ausdruck einer Grundhaltung, „die verlangt, dass Frauen bei der Erörterung sämtlicher Themenbereiche einbezogen werden müssen. Sie betrachtet ihren Gegenstand aus einem Blickwinkel, der deutlich werden lässt, dass Frauen in einer von Männern definierten und weitgehend dominierten Welt leben und gelebt haben und gleichwohl diese Welt und die meisten menschlichen Belange mitgestaltet und beeinflusst haben."[24]

Frauengeschichte war für sie außerdem sowohl eine Weltanschauung als auch eine Strategie, die geeignet ist, die männlich voreingenommene Sichtweise der herkömmlichen Geschichtsschreibung außer Kraft zu setzen. Ihrer Meinung nach sei sie eine ernsthafte und tiefgreifende intellektuelle Bewegung von beträchtlicher Reichweite, die darauf abziele, eine neue Synthese zu erreichen, welche die Frauengeschichte selbst vielleicht einmal überflüssig werden lasse.[25] Nicht zuletzt nahm Gerda Lerner Frauengeschichte als von wesentlicher Bedeutung für das Entstehen eines feministischen Bewusstseins wahr. Sie stelle einen Erfahrungsschatz bereit, auf den bezogen neue Theorien ihre Richtung beweisen könnten und auf die sich eine feministische Zukunftsperspektive stützen könne.[26]

Gerda Lerner bezeichnete sich in ihren Erinnerungen als frühe Feministin, betonte aber auch mehrfach, dass sie sich bereits zehn Jahre vor dem Aufbruch der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung für die vollen Bürgerrechte der People of Color engagiert habe. Als sie ihre Forschungsprioritäten festgelegt

21 Gerda Lerner, Vorwort zur deutschen Ausgabe. In: dies., Frauen finden ihre Vergangenheit. Grundlagen der Frauengeschichte, Frankfurt am Main 1995, S. 9–15, hier 11.
22 Vgl. ebd.
23 Lerner, Autobiographische Notizen als Einleitung, S. 27.
24 Ebd., S. 20.
25 Vgl. ebd., S. 21.
26 Vgl. Lerner, Warum Geschichte uns angeht, S. 298.

habe, erschien ihr die Ignoranz gegenüber Women of Color in den historischen Darstellungen als ein Problem, das dringend angegangen werden musste. Das belegen unter anderem ihre oben genannte Dissertation zu den Schwestern Sarah und Angelina Grimké und ihre 1972 erschienene Quellensammlung „Black Women in White America" eindrücklich. Während dieser Beschäftigung wurde Gerda Lerner des Weiteren Folgendes klar:

„HistorikerInnen, die die Wechselwirkungen der verschiedenen Aspekte des Systems patriarchalischer Herrschaft verstehen, haben einen besseren Ausgangspunkt, die Geschichte von Frauen zu interpretieren, als diejenigen, die weiterhin Klassen-, Rassen- und Geschlechterdominanz als getrennte, wenn auch ineinandergreifende und sich überlagernde Systeme betrachten. Die intellektuelle Konstruktion getrennter Systeme macht die Unterordnung von Frauen zwangsläufig zu einem nebensächlichen Problem."[27]

Sie zählte demnach auch zu den Pionierinnen historischer Intersektionalitätsforschungen, welche die Überlappung, das Zusammenfallen beziehungsweise die Parallelität verschiedener Diskriminierungen bereits vor Jahrzehnten in den Fokus von Untersuchungen stellten.

Gerda Lerner erhielt 18 Ehrendoktorwürden und zahlreiche Preise wie Auszeichnungen. Betrachtet man ihr persönliches Leben und ihr Wirken als Wissenschaftlerin in einem Gesamtzusammenhang, erscheint der Titel „Feuerkraut" ihrer politischen Autobiografie als Metapher mehr als gerechtfertigt.

27 Gerda Lerner, Unterschiede zwischen Frauen neu gefasst. In: dies., Zukunft braucht Vergangenheit, S. 191–209, hier 206.

Greta Jasser / Dominik Hammer

Natürliche Bettgefährten – rechte Onlinebewegungen und die Mannosphäre

Einleitung

Sowohl die Mannosphäre – einem Konglomerat von misogynen Foren, Blogs und Webseiten[1] – als auch die extreme Rechte haben in den vergangenen Jahren durch Attentate, aber auch durch organisierte Kampagnen des Online-Harassments auf sich aufmerksam gemacht.[2] Einige der Attentäter haben ihre Anschläge mit Verschwörungserzählungen begründet, die sich dezidiert mit der weißen Geburtenrate befassen, wie der Attentäter, der das Christchurch-Massaker beging. Konkret handelt es sich um dem Verschwörungsglaube an einen „White Genocide".[3] Auch bei Anschlägen in Deutschland, wie die Attentate in Halle und Hanau, spielte eine Verquickung von rechtsextremen, antisemitischen und misogynen Ideologien eine Rolle.[4]

Im Allgemeinen sind Ideologien normative Ideen „about the nature of man and society as well as the organisation and purposes of society",[5] das heißt Ansichten darüber, wie Menschen und Gesellschaften (organisiert) sein sollen und gleichermaßen, wie sie nicht (organisiert) sein sollen.[6] Rechte Ideologien beruhen oft auf der Hierarchisierung von Ethnien, misogyne Ideologien auf der Hierarchisierung von Geschlechtern: „Misogyny, though often personal in tone, is most productively understood as a political phenomenon. Specifically, […] [it] ought to be understood as the system that operates within a patriarchal social order to police and enforce women's subordination and to uphold male dominance."[7] Geschlechter werden hierarchisiert und diese Hierarchie als natürlich und richtig betrachtet – sie entspricht der Erwartung, wie die Gesellschaft organisiert sein soll. Diese Naturalisierung von Geschlechterunterschieden ist

1 Vgl. Ann-Kathrin Rothermel, Die Manosphere. Die Rolle von digitalen Gemeinschaften und regressiven Bewegungsdynamiken für on- und offline Antifeminismus. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, 33 (2020) 2 (https://doi.org/10.1515/fjsb-2020-0041).

2 Vgl. Lise Gotell/Emily Dutton, Sexual Violence in the 'Manosphere': Antifeminist Men's Rights Discourses on Rape. In: International Journal for Crime, Justice and Social Democracy, 5 (2016) 2 (https://doi.org/10.5204/ijcjsd.v5i2.310).

3 Kathleen Belew, The Christchurch Massacre and the White Power Movement. In: Dissent Magazine (https://www.dissentmagazine.org/blog/the-christchurch-massacre-and-the-white-power-movement; 6.6.2019).

4 Greta Jasser/Megan Kelly/Ann-Kathrin Rothermel, Male supremacism and the Hanau terrorist attack: between online misogyny and far-right violence. In: ICCT – International Centre for Counter-Terrorism, The Hague 2020 (https://icct.nl/publication/male-supremacism-and-the-hanau-terrorist-attack-between-online-misogyny-and-far-right-violence/; 10.12.2020).

5 Sainsbury zit. nach: Cas Mudde, The Ideology of the Extreme Right, Manchester/New York 2002, S. 19.

6 Vgl. ebd.

7 Kate Manne, Down Girl: The Logic of Misogyny, New York 2018, S. 32 (https://doi.org/10.1093/oso/9780190604981.001.0001).

bereits ein Merkmal einer Ideologie. Sie strukturiert ein gesellschaftliches Weltbild. Wenn zum Beispiel gesagt wird, Frauen seien von Natur aus fürsorglicher oder weniger intelligent, scheint diese Aussage zunächst deskriptiv, während sie in ihrem Kern normativ – regelsetzend – ist. „Von Natur aus" beschreibt, wie etwas sein soll; es wird ahistorisch und kontrastiert mit seinem Gegenteil – dem Falschen.[8] Quill Kukla schreibt dazu: „Claims of naturalness – of breastfeeding or heterosexual sex, for instance, or of the sexual binary – are routinely used directly to police and punish those who behave 'unnaturally', and to shut down critical inquiry into the 'natural' way of doing things."[9] Misogyne Ideologien sind weit über das rechte Spektrum hinaus in Gesellschaften verankert.[10]

Beide Ideologien, rechte wie misogyne, fanden schnell ihren Weg in das Netz – zunächst auf Mailinglisten und Bulletin Boards, später auf Foren und zuletzt auf den Many-to-many-Plattformen des Web 2.0. Bereits seit einigen Jahren wird vermutet, dass es eine Pipeline von der Mannosphäre in die Online-Sphären der radikalen und extremen Rechte gibt. 2019 schrieb Helen Lewis im Atlantic: „To Learn About the Far Right, Start With the 'Manosphere' – The sexist world has become a recruiting ground for potential mass shooters."[11] Sie stellt heraus, dass beide Ideologien kompatibel seien, und von ähnlichen Grundüberzeugungen ausgehen würden. Ashley Mattheis benennt im gleichen Artikel ein zentrales Element der Überschneidung: eine Anspruchshaltung gegenüber der Gesellschaft und gegenüber Frauen, die enttäuscht wurde – Aggrieved Entitlement: „‚Once you engage with the idea that a social-justice-warrior club and the feminist movement have increased the precarity of men,' she said, ‚that moves over time into the increased precarity and endangerment of ‚the West'"[12] – Denkmuster und Ansichten der extremen Rechten vermischen sich hier fließend mit denen der Mannosphäre.

Eine kürzlich erschienene Data-Science-Studie untersucht die Ähnlichkeiten der Posts sowie die User-Migration zwischen Plattformen und Foren der Mannosphäre und der radikalen und extremen Rechten in ihrer Ausprägung als Alt-Right und Alt-Lite – die als weniger radikal angesehene Schwesterbewegung

8 Vgl. Quill R. Kukla, Misogyny and Ideological Logic. In: Philosophy and Phenomenological Research, 101 (2020) 1, S. 230–235.

9 Ebd., S. 232.

10 Vgl. Ricarda Drüeke/Elke Zobl, #Aufschrei Als Gegenöffentlichkeit – eine feministische Intervention in den Alltagssexismus? In: Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft, 22 (2013) 2, S. 125–128 (http://dx.doi.org/10.25595/1853).

11 Helen Lewis, To Learn About the Far Right, Start with the 'Manosphere'. In: The Atlantic vom 7.8.2019 (https://www.theatlantic.com/international/archive/2019/08/anti-feminism-gateway-far-right/595642/; 19.9.2019).

12 Ebd.

der Alt-Right. Die Studie bestätigt die Annahme, dass die beiden Sphären sich in ihrem Posting-Verhalten stark ähneln und in hohem Maße durchlässig sind. User, die zunächst ausschließlich aufseiten der Mannosphäre aktiv waren, begannen in Foren und den Kommentarspalten der Alt-Right zu posten.[13]

Innerhalb der Mannosphäre unterscheiden sich diverse Gruppen, die unterschiedlich stark zu rechten Foren tendieren, beziehungsweise deren User mehr oder weniger häufig beginnen, dort aktiv zu posten.

Wer gehört zur Mannosphäre?

Zur Mannosphäre zählen verschiedene Gruppen, die sich online und/oder offline organisieren und die sich mit aus unterschiedlichen Perspektiven mit Geschlechterverhältnissen beschäftigen. Die zentrale Einschätzung, die die Anhänger der Mannosphäre hierbei teilen, ist, dass Männer systematisch benachteiligt werden.[14] Die Gruppen reichen von den mit viel Medienaufmerksamkeit bedachten incels (kurz für involuntary celibacy), über Gruppen von Männerrechtler:innen bzw. Men's Rights Activists (MRAs), zu Pick-Up-Artists, „Red-Pillern" und „Men Going Their Own Way" (MGTOW). Letztere ist eine Gruppierung, die auf jedweden Kontakt oder zumindest auf legale Bindungen zu Frauen – zum Beispiel durch Heirat – zu verzichten rät.[15] Von diesen Gruppen ähneln vor allem MRAs und MGTOW in ihrem Postingverhalten der Rechten.

Während von Incels bisher die meisten Gewalttaten und Anschläge ausgingen,[16] sind MRAs und MGTOWs insgesamt politischer – besonders MRAs sind, wie andere Bewegungen auch, an Policy-Änderungen interessiert.[17] Eine Ten-

13 Vgl. Robin Mamié/Manoel H. Ribeiro/Robert West, Are Anti-Feminist Communities Gateways to the Far Right? Evidence from Reddit and YouTube (preprint, submitted 2021), (https://arxiv.org/pdf/2102.12837.pdf; 12.4.2022).

14 Vgl. Luc S. Cousineau, "Entitled to Everything, Responsible for Nothing:" Gendered Discourses of Antifeminism, Biological Determinism, and Violence in Two Communities of Reddit's Manosphere. In: AG About Gender –International Journal of Gender Studies, 10 (2021) 19 (https://doi.org/10.15167/2279-5057/AG2021.10.19.1274).

15 Vgl. Jie L. Lin, Antifeminism Online: MGTOW (Men Going Their Own Way): Ethnographic Perspectives Across Global Online and Offline Spaces. In: Urte Undine Frömming/Steffen Köhn/Samantha Fox/Mike Terry (Hg.), Digital Environments: Ethnographic Perspectives Across Global Online and Offline Spaces, Bielefeld 2017, S. 77–96.

16 Vgl. Bruce Hoffman/Jacob Ware/Ezra Shapiro, Assessing the Threat of Incel Violence. In: Studies in Conflict & Terrorism, 43 (2020) 7 (https://doi.org/10.1080/1057610X.2020.1751459).

17 Vgl. Ann-Kathrin Rothermel/Megan Kelly/Greta Jasser, Of Victims, Mass Murder and „Real Men": The Masculinities of the „Manosphere". In: Emily Carian/Alex DiBranco/Chelsea Ebin (Hg.), Male Supremacism in the United States: From Patriarchal Traditionalism to Misogynist Incels and the Alt-Right, London 2022), S. 117–141.

denz zu anderen politischen Gruppen bzw. Foren liegt also nahe. Auch findet sich aus diesen beiden Gruppen eine starke User-Migration zu Foren der Alt-Right.[18]

Da die Alt-Right selbst eine inhärent misogyne Bewegung ist, die auf einer „ultra-essentialist conceptions of women as breeders and helpmates" aufbaut und dazu getragen wird von „vitriolic and unrelenting misogynists who police women and do whatever they can to exclude them",[19] sind die beiden Online-Gruppierungen natürliche Bettgesellen.

Rechte und misogyne Verquickungen

Misogyne und rechte Ideologien gehen seit jeher Hand in Hand. Von der Ideologie des NS-Regimes, die die Frauenrolle als „Helferin des Mannes, Mutter vieler Kinder und treue Hüterin des Hauses"[20] festschrieb, über die Kinder-Küche-Kirche-Ideologie[21] bis zu der gängigen, rassistischen Narrative, weiße Frauen und Familien müssten vor nicht-weißen Männern beschützt werden.[22] Jessie Daniels schreibt dazu: „Controlling sexuality is a key feature of white supremacy." Sie ergänzt: „A trope in extremist discourse and in mainstream American culture particularly in the nineteenth and twentieth centuries was the danger and allure of sexual contact between a black man and a white woman."[23] Ähnlich führt Bharath Ganesh aus, es gebe eine Synthese der transatlantischen radikalen Rechten, die auf rassistischen und misogynen Grundpfeilern ruht; nämlich auf dem Glauben, dass „white identity is under attack by documenting purportedly 'anti-white' discourse and repeating the trope of protecting white women from allegedly sexually deviant men of colour".[24] Ein Phänomen, das Simon Perdue

18 Vgl. Mamié/Ribeiro/West, Are Anti-Feminist Communities Gateways to the Far Right?

19 Alexandra Minna Stern, Proud Boys and the White Ethnostate: How the Alt-Right Is Warping the American Imagination, Boston 2019, S. 94.

20 Kathrin Kompisch, Täterinnen: Frauen im Nationalsozialismus, 2. Auflage, Köln 2008.

21 Vgl. Katrine Fangen/Lisanne Lichtenberg, Gender and Family Rhetoric on the German Far. In: Right Patterns of Prejudice, 55 (2021), S. 71–93 (https://doi.org/10.1080/0031322X.2021.1898815).

22 Vgl. Inger Skjelsbæk/Eviane Leidig/Iris Beau Segers/Cathrine Thorleifsson, What Role Does Gender Play in the Far Right? In: C-REX – Center for Research on Extremism (https://www.sv.uio.no/c-rex/english/groups/compendium/what-role-does-gender-play-in-the-far-right.html; 24.1.2022).

23 Jessie Daniels, Cyber Racism: White Supremacy Online and the New Attack on Civil Rights, Lanham 2009, S. 75.

24 Bharath Ganesh, Weaponizing White Thymos: Flows of Rage in the Online Audiences of the Alt-Right. In: Cultural Studies, 58 (2020) 3, S 892–924, hier 894.

„siege-mentality",[25] eine Belagerungsmentalität, nennt. Eine fiktive Bedrohung, die psychische und physische Gewalt rechtfertigt.

Ein ideologisches Scharnier zwischen den verschiedenen Gruppen der Mannosphäre und der extremen Rechten ist die Überzeugung, dass zwischen den Geschlechtern biologisch begründete Hierarchien existieren und dass diese gesellschaftlichen Ausdruck finden sollen.

In der Incel-Szene ist dieser Hierarchieglaube verbunden mit der Überzeugung, es gebe eine klare physiognomisch begründete sexuelle Rangordnung. Auf dieser Basis konstatieren viele Incels eine weiblichen „Hypergamie", also die Suche nach Partnern, die eigentlich über ihrem „Rang" lägen. Durch Feminismus und moderne Gesellschaft würde dieses in der Mannosphäre ausgemachte „weibliche Paarungsverhalten" geschürt, das die natürliche Ordnung durcheinanderbringe und die Incels ohne eine Chance auf sexuelle oder romantische Beziehungen zurücklasse.[26] Eine ähnliche gesellschaftliche Analyse haben sogenannte Red-Piller, die ebenfalls den Feminismus als Ursache von Problemen auf dem „sexual marketplace" ausmachen. Wie die anderen Teile der Mannosphäre behaupten Red-Piller eine biologisch begründete höhere Rationalität und größere Stärke, auf deren Durchsetzung gegenüber Frauen sie pochen.

Neben dem Glauben an natürliche Hierarchien gibt es zwischen Mannosphäre und extremer Rechter auch Gemeinsamkeiten in der Analyse des Zeitgeistes. Beide behaupten eine Dominanz feministischer Politik, die für die als Niedergang verstandene gesellschaftliche Situation mitverantwortlich sei; und weiter gehen beide davon aus, dass eine Elite auf illegitime Art und Weise über Familien- und Geschlechterpolitik versucht, eine natürliche Ordnung zu zerstören. Was sich zwischen den Spektren aber auch innerhalb der Spektren zum Teil unterscheidet, sind die unterstellten Motive und die Akteure, denen die Verantwortung zugewiesen wird. Die Begründungen für die kritisierte Geschlechterpolitik gehen von übermäßiger Empathie und Weichheit aufseiten linksliberaler Politikerinnen und Politikern über die Angst, einer politischen Korrektheit nicht zu genügen, über ideologische Verblendung bis hin zum Plan, die westliche Gesellschaft/weiße Menschen/das jeweilige Land durch eine bewusste Reduzierung der Geburtenraten zu zerstören. Während letzteres unterstelltes Motiv meist mit offen antisemitischen Verschwörungserzählungen verknüpft wird, werden die anderen Motive breiter verschiedenen Gruppen unterstellt: Wissenschaftlerin-

25 Vgl. Simon Purdue, Useful Victims: Symbolic Rage and Racist Violence on the Global Extreme-Right. In: Journal for Deradicalization, (2021) 27, S. 34–70.

26 Kayla Preston/Michael Halpin/Finlay Maguire, The Black Pill: New Technology and the Male Supremacy of Involuntarily Celibate Men. In: Men and Masculinities, 24 (2021) 5, S. 823–841 (https://doi.org/10.1177/1097184X211017954).

nen, Wissenschaftlern und ganzen Wissenschaftszweigen, Unternehmen und linken/linksliberalen Politikerinnen und Politikern (wobei diese Definition auf sämtliche Politikerinnen und Politiker ausgedehnt wird, die als Feindbild ausgemacht werden, selbst wenn diese beispielsweise Teil einer konservativen Partei sind). Die Annahme einer Gesellschaft, die sich gegen Männer verschworen hat, wird von extrem rechten Akteuren genutzt, um Leute aus der Mannosphäre an die eigene Ideologie heranzuführen und die Mannosphäre-Anhänger zu rekrutieren. Hierzu werden teils erst begrenzte Narrative, etwa über „Genderwahn" oder „Political Correctness" genutzt, in einem späteren Schritt eine feministische oder „kulturmarxistische" Kontrolle der Politik und schließlich bei fortgeschrittener Radikalisierung behauptet, dass hinter der vermeintlichen feministischen politischen Dominanz eine jüdische Verschwörung stecke. Hierbei kommt den extrem rechten Agitatoren ein psychologisches Phänomen zugute, dass etwa von Swami et al. beobachtet wurde: „The strongest predictor of whether or not an individual will ultimately accept a conspiracy theory is the presence of earlier conspiracist ideation."[27]

Der geteilte Glaube an Verschwörungserzählungen oder die Offenheit dafür findet sich auch in einer Ideologie wieder, die Chris Wilson in dem Aufsatz „Nostalgia, Entitlement and Victimhood: The Synergy of White Genocide and Misogyny" analysiert. Er schreibt, dass der Glaube an die eingangs erwähnte Verschwörungserzählung des „White Genocide" und einem misogynen Verschwörungsglauben, den er Incel-Ideologie nennt, einen neuen Ideologiestrang hervorbringe: „Together, a belief in white genocide and incel ideology create a more volatile sense of anger and victimhood than either does on its own. Why these two ideologies combined hold such power to produce extreme violence lies at least in part in their nature as conspiracy theories."[28]

Beide Ideologien – radikal- und rechte sowie misogyne – sind bereits für sich selbst genommen und alleinstehend in der Regel menschenverachtend. In ihrer Verquickung liegen nun weitere Rekrutierungsmöglichkeiten und Einstiegspunkte in Online- sowie Offline-Bewegungen.

---

27 Viren Swami/Rebecca Coles/Stefan Stieger/Jakob Pietschnig/Adrian Furnham/Sherry Rehim/Martin Voracek, Conspiracist Ideation in Britain and Austria: Evidence of a Monological Belief System and Associations Between Individual Psychological Differences and Real-World and Fictitious Conspiracy Theories. In: British Journal of Psychology, 102 (2011) 3, S. 443–469, hier 459.

28 Chris Wilson, Nostalgia, Entitlement and Victimhood: The Synergy of White Genocide and Misogyny. In: Terrorism and Political Violence, 2020, online First: https://doi.org/10.1080/09546553.2020.1839428.

Alexander Rode

Vagabundinnen
Hans Ostwalds Darstellung weiblicher Nichtsesshaftigkeit um 1900

Einleitung

„Schlangen sind sie alle miteinander. Die ausgeprägte Faulheit und Unfähigkeit treibt sie auf die Landstraße. Es ist alles bei ihnen außer Rand und Band. Sie stehlen wie die Raben. Und ihre Falschheit! – Einmal bietet sich mir auch so ein Frauenzimmer an. Ihre teuflische Schönheit konnte mich jedoch nicht zum Wanken bringen. Und dann sah ich auch, dass ihre Schönheit nur die täuschende Hülle war für ihr verfaultes Innere – sie war durch und durch krank. Das brachte mich in einen gerechten Zorn, und ich schlug sie. Oh, sie wusste, dass sie es verdient hatte! Sie ließ es sich ruhig gefallen."[1]

Die Figur des Landstreichers Albrecht in Hans Ostwalds 1900 erschienenem Roman „Vagabonden" fasst in wenigen Sätzen viele der abwertenden Vorstellungen über das Leben und die Charaktereigenschaften von Landstreicherinnen zusammen, die den sozialpolitischen Diskurs und die öffentliche Wahrnehmung um die Jahrhundertwende prägten und die im folgenden Gegenstand der Betrachtung sein sollen. Hans Ostwald – freier Schriftsteller und Journalist – verarbeitete mit dem Roman seine Erfahrungen „auf der Walz" in den Jahren 1894 bis 1896. Solche und ähnliche Berichte über sozial randständig lebende Menschen wie Verbrecher, Prostituierte oder Landstreicher waren beim lesenden Publikum um 1900 ausgesprochen beliebt.[2]

Hans Ostwalds Roman und andere Publikationen waren sehr populär, wurden als „Dokumentation sozialer Wirklichkeit" und als „Fundgrube zum Studium wenig bekannter Verhältnisse" (an denen das Bürgertum interessiert war, aber mit den Menschen selbst nur selten direkt und allenfalls über die Literatur in Kontakt trat) rezipiert.[3] Auffällig wird in seinen Darstellungen, dass er um eine empathische Beschreibung sozialer Randgruppen bemüht war und versuchte, das Publikum über die sozioökonomischen Ursachen ihrer Lebenssituationen aufzuklären. Nicht zuletzt deshalb erscheinen der Roman „Vagabonden" und die Sozialreportage „Landstreicher" als authentische Dokumentationen sozial randständiger Lebensweisen, die darüber hinaus die seltene Möglichkeit bieten, diese Lebenssituationen retrospektiv zu beschreiben, ohne dabei auf tendenziöse und vorverurteilende Quellen wie etwa Polizeiberichte zurückgreifen zu müssen.

Doch bereits der oben zitierte Monolog der Figur Albrecht zeigt, dass Ostwalds Darstellungsweise keinesfalls unvoreingenommen war. Vielmehr wird im Folgenden deutlich, dass Ostwalds Empathie für soziale Randgruppen dort

1 Hans Ostwald, Vagabunden. Ein autobiografischer Roman, 7. Auflage, Berlin 2018, S. 50 f.; ders., Landstreicher. In: Die Kultur, Band 8, Leipzig 1906.

2 Wie Beate Althammer betont, trug Ostwald mit dem Roman und der Herausgeberschaft der „Großstadt-Dokumente" – eine dokumentarische Veröffentlichungsreihe über sozial randständige Lebensweisen in Berlin und Wien in den Jahren 1904 bis 1908 – nicht unerheblich „zum Boom des Genres bei". Beate Althammer, Vagabunden. Eine Geschichte von Armut, Bettel und Mobilität im Zeitalter der Industrialisierung (1815–1933), Essen 2017, S. 553.

3 Vgl. ebd.; vgl. David Bach, Vagabonden. In: Die Neue Zeit, 19 (1901) 1, S. 23–26, hier 26.

endete, wo er die Grenzen der Geschlechter auszumachen glaubte. Im Gegensatz zu seinem Bemühen um eine objektive Darstellungsweise des Lebens von Vagabunden und Landstreichern fällt seine Darstellung von Landstreicherinnen (sogenannte Tippelschicksen) durch misogyne Vorurteile und Abwertungen auf. Zwar benennt Ostwald auch die Begleiterscheinungen und Ursachen nichtsesshafter Lebensweisen – Armut und Krankheit –, doch viel deutlicher betont er die Annahme der Rechtmäßigkeit einer ungleichen Geschlechterordnung, die stets suggeriert, dass eine männliche Überlegenheit zur Kontrolle und Bändigung unterstellter negativer weiblicher Eigenschaften erforderlich wäre. Dabei spiegelt die Darstellungsweise sowohl alle sozialen und politischen Diskurse um weibliche Selbstbestimmung zu Beginn des 20. Jahrhunderts als auch die Diskussionen um weibliche Nichtsesshaftigkeit. Denn auch der Raum der Landstraße bildet die Geschlechterordnung einer männlich dominierten Gesellschaft ab – weniger jedoch in Form ihrer Negation, sondern als deren Entsprechung. Die soziale, nach Geschlechtern differenzierende Ordnung auf der Landstraße unterschied sich kaum von den Ordnungsvorstellungen der Mehrheitsgesellschaft: Soziale und politische Selbstbestimmungsrechte oder öffentliches Erscheinen waren auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein vorwiegend männliches Privileg, während die Selbstverwirklichung der Frau in den Sphären des Haushalts und der Familie stattfinden sollte. Die Bewertung weiblicher Verhaltensweisen orientierte sich dabei immer entlang einer männlich definierten Norm.

Nichts anderes zeigt sich in Bezug auf Vagabondage und Landstreicherei, denn während männliche Nichtsesshaftigkeit häufig als romantisierende „klassische männliche Metapher von Freiheit und Abenteuer" interpretiert wurde, blieb die „Lebensweise der gesellschaftlichen Gruppe der Frauen [...] in einer Art ideologischer Verschleierung mit Sesshaftigkeit assoziiert".[4] Die Sphären des Haushalts und der Familie können als Mittel der sozialen Kontrolle verstanden werden, die – dieser Logik folgend – nötig wären, weil eine weibliche Befähigung zu sittlichem und moralischem Verhalten prinzipiell infrage gestellt wurde. Auch die Lebensweisen und Überlebensstrategien von Landstreicherinnen wurden dadurch von vornherein diskreditiert: Da sie über keinen Haushalt verfügten und auch seltener eine Familie zu versorgen hatten, würden sie sich folglich außerhalb jeder gesellschaftlichen Konvention und abseits jeder Möglichkeit der Kontrolle bewegen.

Diese diffamierende Grundannahme zeigt sich auch in Hans Ostwalds Darstellungen. Landstreicherinnen würden sich in der angeblich für Frauen typischen Sehnsucht nach Häuslichkeit von anderen Frauen unterscheiden, denn

4 Johanna Rolshoven, Das Figurativ der Vagabondage. Kulturanalysen mobiler Lebensweise, Bielefeld 2014, S. 17 und 24.

sie seien „immer nur auf Wanderschaft, ohne Sehnsucht nach einem geregelten Hausstande, ohne Sehnsucht nach den kleinen geringfügigen Freuden des sesshaften Lebens. Es gibt wohl viele Frauen, die, gezwungen durch Veranlagung oder Belastung, unter dem Druck verkehrter Erziehung oder wirtschaftlicher Verhältnisse sich dem ruhelosen Leben der Straßenmädchen hingeben."[5] Ostwald setzt hier die Wünsche und Sehnsüchte randständig lebender Frauen in einen deutlichen Kontrast zu denen „normaler", d. h. sesshaft lebender Frauen. Er suggeriert damit, dass sich Landstreicherinnen bewusst für ihre prekäre Lebenssituation entschieden hätten, sie nichts an dieser zu verändern suchten und dass sie diese Lebensumstände akzeptieren, wenn nicht sogar begrüßen würden.

In einem Wesenszug würden sich Landstreicherinnen aber nicht von anderen Frauen unterscheiden – auch sie seien „von einer berechnenden Leidenschaft beherrscht: soviel Luxus wie nur möglich mit ihren gefälligen Leistungen einzuheimsen".[6] Diese Ziele wären aber nur durch eine Verbindung mit einem Mann erreichbar: „Warum aber wird ein Weib Landstreicherin? Mangel an körperlichem Reiz kann der Grund nicht sein; denn so groß ist auf dem Liebesmarkte die Nachfrage, dass selbst die Hässlichsten Käufer finden." Ostwalds objektifizierende Beschreibung angeblich weiblicher Eigenschaften stimmt an dieser Stelle noch weitgehend mit dem abwertenden Frauenbild der damaligen Zeit überein, indem er behauptet, Frauen und Landstreicherinnen würden ihr Handeln kalkulieren und ihre Weiblichkeit manipulativ einsetzen, um materialistische Ziele zu verfolgen.

Die Amoralität der Landstreicherinnen

Ostwald bedient sich einer kontrastierenden Darstellung männlicher und weiblicher Formen prekärer Mobilität, wobei die Verhaltensweisen der Landstreicherinnen grundsätzlich negativ bewertet werden. Mehr noch: Während sich männliche Landstreicher zwar abseits jeder gesellschaftlichen Norm bewegen würden, wären sie dennoch zu einem gruppenspezifischen Ehrgefühl und Moralbewusstsein fähig. Landstreicherinnen hingegen würden diesem aufgrund ihrer weiblichen Charaktereigenschaften widersprechen: „Was ein Kunde [Landstreicher] nie tun würde: Eine Tippelschickse verrät ihren Kameraden aus Rache."[7] Rachsucht als typisch weibliche Eigenschaft wird hier einer männlichen Befähigung zu ehrbarem Verhalten entgegengesetzt. Immerhin räumt Ostwald ein, dass „diese

5 Hier wie im Folgenden Ostwald, Landstreicher, S. 38.
6 Ebd.
7 Hier wie im Folgenden ebd., S. 40–45.

Rachsucht [...] natürlich aus schlechter Behandlung entstanden [ist], die sie vom Scheeks [Zuhälter] zu erdulden hatte."

Auch in einer anderen Beziehung unterscheide sich „die Tippelschickse streng von den Landstreichern: sie stiehlt bei Gelegenheit". Überhaupt wäre „es bei den weiblichen Kunden angebracht, zu sagen, dass sie schwerlich einen Unterschied zwischen Mein und Dein kennen", wohingegen dies „den männlichen zu Unrecht nachgesagt" würde. Schließlich wären Landstreicher im Gegensatz zu Vagabundinnen, so Ostwald weiter, „untereinander fast nie unehrlich". Durch die Kontrastierung männlich/weiblich verortete Ostwald Landstreicherinnen nicht nur abseits jeder sozialen Norm, sondern positionierte sie auch außerhalb der Gesellschaftsordnung der Landstraße. Dort – wie auch in der Mehrheitsgesellschaft – sei moralisches Handeln eine Befähigung, die Männern zu-, Frauen jedoch abgesprochen wurde, denn wie für alle Frauen seien für Landstreicherinnen Unehrlichkeit, ein fehlendes Moralbewusstsein und Lasterhaftigkeit charakteristisch. Nichtsesshaftigkeit würde diese unterstellten negativen weiblichen Eigenschaften noch verstärken. Dies wäre, so Ostwald weiter, den Männern bewusst, denn diese würden sich stets um eine ausreichende Distanz zu Landstreicherinnen bemühen. Zwar gäbe es „genügend Landstreicher, die gerne eine Frau für sich sorgen lassen würden, wenn es nur nicht mit so großen Gefahren verknüpft wäre".[8] Diese Gefahren zeigten sich in der „Gewissheit, dass sie nie wieder von der Landstraße fortkommen, wenn sie sich einer weiblichen Kundin angeschlossen, sich mit ihr ‚verheiratet' haben". Die Männer würden demnach durch Landstreicherinnen näher in Richtung des Abgrunds gezogen, dem sie am gesellschaftlichen Rand ohnehin bereits nahe waren. Helfen könne ihnen nur ihre Intuition: „Kunden fühlen [...], wie diese Weiber sie herabziehen; sie kennen deren grenzenlose Verkommenheit."

Ostwald beschreibt Frauen bzw. Landstreicherinnen als Inbegriff von „Asozialität" und setzt sie in einen Kontrast zu Männern, indem er suggeriert, dass Landstreicher aus eigenem Antrieb und ohne weiblichen Einfluss das Leben auf der Straße aufgeben oder erst gar nicht dahin geraten würden. Überhaupt glaubte er zu wissen, dass die Schuld für deren Lebenssituation häufig bei den Frauen läge, denn „oft genug traf ich ältere Männer, die wegen der Untreue ihrer Ehefrau in die Unruhe gekommen waren und von Ort zu Ort zogen".[9] Wenn Landstreicherinnen eine Vorstellung von Treue entwickeln würden, dann allenfalls in Form einer berechnenden Unterwerfung: „Wenn die Landstreicherin zwar nicht in jeder Nacht mehreren Männern angehört", könne sie „auch mit einem Manne oft

8 Hier wie im Folgenden ebd., S. 40.
9 Ebd., S. 45.

Wochen und Monate“ zusammenleben.[10] Diese Verbindung hätte allerdings nur so lange Bestand, wie sie zum Vorteil der Frauen wäre. Zu diesem Zweck würden Landstreicherinnen eine übermäßige Uneigennützigkeit demonstrieren: „Nicht einmal zu gleichen Teilen zerlegen sie ihre Beute; das Beste, die fettesten Bissen, die größten Wurststücke und das ganze Geld bekommt der Scheeks, ihr Begleiter. Das mag in den Besonderheiten allen weiblichen Wesens begründet sein.“ Die Assoziation der Frau als devotem Raubtier, das sich dem ranghöheren Tier – hier dem Mann – durch eine demonstrative und berechnende Verteilung der „Beute“ unterordnet, entspricht der zeitgenössischen Vorstellung über die weibliche Sexualität.[11] So zeigt sich, dass Ostwalds Sicht auf Landstreicherinnen misogyn und abwertend ist, sich aber nicht wesentlich vom Frauenbild der Zeit unterscheidet: Frauen seien nur bedingt zu einem moralischen Empfinden fähig bzw. könnten sie ein Bewusstsein für moralisches Handeln nur durch Anleitung und Kontrolle eines Mannes entwickeln. Noch diffamierender wird Ostwalds Darstellung jedoch an der Stelle, an der er misogyne Vorurteile mit den Beobachtungen über die Lebensweisen von Landstreicherinnen in eine logische Beziehung setzt.

Promiskuität und Prostitution

Dabei verkehrt Ostwalds Unterstellung – wie im Übrigen auch der politische und soziale Diskurs – das Verhältnis von Erscheinungsformen und eigentlichen Ursachen in ihr Gegenteil. Besonders auffällig wird dies am Beispiel der Prostitution, die eine Ausdrucksform von Armut und eine legitime, aber diskreditierte Überlebensstrategie prekär lebender Frauen sein konnte. Insbesondere Frauen aus der Unterschicht wurde dabei unterstellt, dass sie nicht in der Lage wären, sich an den Normen des Bürgertums zu orientieren und dass sie daher keine „starke Identifikation mit dem Moralsystem der ökonomisch und sozial herrschenden Klasse entwickeln“ könnten.[12] Sie neigten daher auffallend oft – so das Argumentationsmuster der Zeit – zu Prostitution. Dabei wurde Prostitution immer als ein projektives „Feld des ‚Anderen‘ und des ‚Anormalen‘“ gezeichnet, das durch „subtile Mechanismen der Ausgrenzung in der öffentlichen Wahrnehmung“ zum Gegenbild „einer ‚normalen‘ Welt mit ‚normaler Sexualität‘ und einem ‚normalen Verhältnis der Geschlechter‘“ konstruiert wird.[13]

10 Ebd., S. 39.

11 Vgl. Sander L. Gilman, Rasse, Sexualität und Seuche. Stereotype aus der Innenwelt der westlichen Zivilisation, Hamburg 1992. Gilman hebt hervor, dass „die Frage, wer wen verführt, [...] eine Reflexion der Vorstellung von der Frau als sexuellem Raubtier [ist], die das ausgehende 19. Jahrhundert prägte“. Ebd., S. 159.

12 Ebd., S. 172.

13 Martina Löw/Renate Ruhne, Prostitution, Herstellungsweisen einer anderen Welt, Berlin 2011, S. 11.

Tatsächlich war Prostitution ein Phänomen, das häufiger in den Unterschichten zu beobachten war.[14] Anders aber als die angeführte Begründung einer weiblichen Veranlagung oder deren fehlender moralischer Identifikation, sind die eigentlichen Beweggründe in den sozioökonomischen Lebenssituationen der Frauen zu suchen. Durch die gedankliche Verknüpfung von Weiblichkeit, Armut, Nichtsesshaftigkeit und Prostitution wurden Frauen zu den eigentlichen Außenseiterinnen der Gesellschaft und somit zum Inbegriff des „Asozialen". Umso bemerkenswerter ist, dass auch Hans Ostwald deren tatsächliche Beweggründe ignorierte und stattdessen behauptete, dass auch arme Frauen durch ihre Triebhaftigkeit, Willensschwäche und ein mangelndes Moralbewusstsein zur Prostitution motiviert würden.

Dabei – so wäre es jedenfalls anzunehmen – hätte Ostwald aufgrund seiner eigenen Erfahrungen auf der Landstraße wissen müssen, dass die wirklichen Gründe nicht in der von ihm unterstellten Promiskuität der Landstreicherinnen lagen, sondern dass Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts allgemein benachteiligt waren, was sich insbesondere auch im Bereich der Erwerbstätigkeit bzw. der Erwerbsmobilität zeigte.[15] Das Risiko, in prekäre Lebenssituationen zu geraten, war bereits für sesshafte Frauen groß, denn wie alle anderen sozialen Bereiche war auch die Erwerbswelt männlich dominiert. Erwerbslose Frauen ohne soziale Absicherung oder in prekären Lebenssituationen hatten häufig nur die Möglichkeit, betteln zu gehen oder sich zu prostituieren, um überhaupt ein Auskommen zu finden. Angesichts dieser Alternativlosigkeit erscheint moralisches Handeln wie ein Privileg, dessen Ausübung prekäre Lebensumstände schlicht nicht zuließen.

Infam ist dabei die Behauptung einer Eigenverantwortung und die Unterstellung, dass Landstreicherinnen ihren Körper kalkuliert und ohne größere innere Konflikte einsetzen würden – denn auch Ostwald glaubte zu wissen, dass Landstreicherinnen nur selten „allzu spröde" seien.[16] Demonstrieren würden die Frauen dies „in Herbergen und Gasthöfen", wo „sie nicht selten Dienstpersonen gefällig" seien, „um ihrem landstreichenden Begleiter das Leben zu erleichtern". So hätte sie nicht „der Ekel vor dem Dirnentum […] auf die Landstraße getrieben. Eher könnte man bei mancher Tippelschickse annehmen, sie sei wegen ihrer Unfähigkeit, aus dem Geschlecht Kapital zu schlagen, in die Tippelei geraten. Denn das kennzeichnet die meisten Tippelschicksen; sie geben sich dem Landstreicher ohne Entgelt hin. Ja, sie betrachten es sogar als eine Tat, die eines ausreichenden Dankes bedarf, wenn sich ein Mann ihnen widmet."

14 Vgl. Gilman, Rasse, Sexualität und Seuche, S. 172.

15 Vgl. Beate Althammer, Roaming Men, Sedentary Women? The Gendering of Vagrancy Offenses in Nineteenth-Century Europe. In: Journal of Social History, 51 (2018) 4, S. 736–759.

16 Hier wie im Folgenden Ostwald, Landstreicher, S. 38 f.

Zwei Aspekte sind hier hervorzuheben. Erstens ist dies Ostwalds Rekurs auf die Vorstellung einer grundsätzlichen Andersartigkeit der Frau, die sich in deren vorgeblich ungezügelten Sexualität ausdrücken würde, die einzig normativ (Moral) und räumlich (Haushalt) zu kontrollieren sei. Weibliche Mobilität bzw. das Leben auf der Landstraße standen dazu in einem unauflösbaren Widerspruch. Jedoch unterschlägt diese Erzählung, dass Armut ein Katalysator für Prostitution und häufig der einzige Weg für prekär lebende Frauen war, ein einigermaßen selbstbestimmtes Leben zu führen. Zweitens reflektiert die Unterstellung der Promiskuität eine männliche Angst vor weiblicher Selbstbestimmung. Ein Eingeständnis, dass Prostitution strukturelle Ursachen hatte und keinesfalls durch eine weibliche Veranlagung zu erklären war, hätte die tradierte Geschlechterordnung bedroht. Funktionaler war es, die Prostitution von Landstreicherinnen durch lustorientierte Motive zu begründen und aus angeblich weiblichen Charaktereigenschaften abzuleiten.

Ein umfassendes Bedrohungsszenario dieser Ordnung sah Ostwald schließlich darin, dass sich prekär und nichtsesshaft lebende Frauen organisierten: „Wo aber die Prostitution nichts Rechtes einbringt, im Erzgebirge, […] und ähnlich armen Bezirken, kann man oft größere Gruppen wandernder Mädchen finden.“[17] Man träfe dort „häufig wandernde Mädchenbanden, die singend und musizierend oder auch wahrsagend Messen und Märkte bereisen. Sie sind für jeden, der ihnen befehlen kann oder ein paar Pfennige zahlt, zu haben. Und gewöhnlich schleppen sie alles mit, was nicht niet- und nagelfest ist.“ Solche Zusammenschlüsse und Organisationsformen dienten in der Realität vor allem dem Schutz der Frauen, denn für allein reisende Frauen barg die Landstraße erhebliche Gefahren. Jedoch suggerierte Ostwald, dass sich das individuelle kriminelle Potenzial und die angeblich negativen weiblichen Eigenschaften durch die Gruppenbildung nur noch verstärken würden. Ostwalds Schilderung ist nicht nur an dieser Stelle durchaus anschlussfähig an die Ordnungsvorstellungen der Mehrheitsbevölkerung, für die sowohl einzelne Frauen als auch größere Gruppen von Landstreicherinnen eine Bedrohung der öffentlichen Sicherheit und Moral darstellten.

17 Ebd., S. 43.

Fazit

Hans Ostwalds Darstellung spiegelt viele misogynen Stereotype und diskriminierende Frauenbilder der Zeit wider: Die Befähigung der Frau zu moralisch-sittlichem Verhalten stellte er ebenso infrage, wie er behauptete, dass sie nur unter Kontrolle und männlicher Anleitung zu ehrbarem Verhalten fähig seien. Dabei wurde insbesondere ihre Sexualität als latente Bedrohung der Gesellschaftsordnung interpretiert. Diese Vorstellung drückt sich in einer kontrastierenden Gegenüberstellung angeblich männlicher beziehungsweise weiblicher Eigenschaften aus, die Männern ein Moral- und Ehrempfinden zusprach und damit dazu beitrug, tradierte Geschlechterordnungen zu legitimieren. Dabei – so suggeriert es zumindest die Beschreibung Hans Ostwalds – unterschied sich die Geschlechterordnung der Landstraße nicht von der der Mehrheitsgesellschaft. Mehr noch: Prekäre und nicht sesshafte Lebensweisen von Frauen würden ohne Kontrolle deren unterstellten negativen Charaktereigenschaften – wie Willensschwäche oder Triebhaftigkeit – noch befördern. Mit der Behauptung, dass Landstreicherinnen sich in ihrer Verhaltens- und Lebensweise absichtlich dem „Moralkodex von Sittsamkeit" widersetzen würden, verfälscht Ostwalds Darstellung – ebenso wie der politische und öffentliche Diskurs – die eigentlichen Ursachen prekärer Überlebensstrategien und deren Erscheinungsformen und machte Landstreicherinnen somit zum Inbegriff des sozialen Außenseitertums.[18]

18 Vgl. Sabine Pitscheider, „Bis zur Besserung". Die Praxis der Einweisung, Anhaltung und Entlassung im Provinzialzwangsarbeitshaus Schwaz/Innsbruck 1825 bis 1860. In: Gerhard Ammerer/Arthur Brunhart/Martin Scheutz/Alfred Stefan Weiß (Hg.), Die innere Organisation von Gefängnissen, Hospitälern und Klöstern seit dem Spätmittelalter, Leipzig 2010, S. 131–148.

Marion Vera Röwekamp

Marie Munk – „Pioneer Woman Judge“ und die Gleichberechtigung der Frau in der Familie

„Pioneer Woman Judge" nannte Marie Munk, eine der ersten Rechtsanwältinnen und Richterinnen im Deutschen Reich, ihren ersten Entwurf einer unveröffentlichten Autobiografie. Sie hatte darüber nachgedacht, ihren zweiten Entwurf „A Life between the law and the women's movement" zu nennen.[1] Beide Titel weisen darauf hin, womit sich Munk im Rückblick auf ihr Leben identifizierte. Sie, die im Alter aus dem Exil in den USA noch in ihrer Biografie schrieb, dass sie keine Zielgerichtetheit in ihrem Leben sah, zweifelte offenbar einerseits an der Bedeutung ihres Beitrags, während das Schreiben ihrer Biografie andererseits auch deutlich macht, dass sie ihr Leben für erzählenswert hielt. Wie auch immer sie selbst ihr Leben einschätzte, zeigt sich für mich als Historikerin und ihre Biografie deutlich, wie ein vermeintlich nicht so bedeutendes Leben wie das von „führenden" Männern auch Spuren hinterlassen kann.

Munks Leben zeigt auf, wie persönliche Entscheidungen politisch werden können und ihr teils privater Kampf um die Öffnung, die Zulassung zu den juristischen Staatsexamina und dem Vorbereitungsdienst dazu führte, dass heute Frauen in den juristischen Berufen arbeiten können. Ihr Kampf um gleiche Rechte von Frauen vor allem im Familienrecht zeigt, wie sie mit ihrer Arbeit dazu beitrug, dass verheiratete Frauen heute eine eigene Rechtspersönlichkeit besitzen, gemeinsam mit dem Kindsvater auf gleicher Ebene Entscheidungen über die Erziehung ihrer Kinder treffen können, sie eigenständig darüber verfügen können, ob sie arbeiten wollen oder nicht, ohne die Erlaubnis des Ehemanns einholen zu müssen, und auch sonst über sie selbst betreffenden Angelegenheiten selbst entscheiden können. Die Grundsätze, die dem heutigen Familienrecht zugrunde liegen, hat vor allem auch Munk mitformuliert. Sie hat, mehr als möglicherweise bekanntere Juristen wie Fritz Bauer oder Hans Kelsen, den Kurs der größeren Geschichte und der sozialen Entwicklung dauerhaft beeinflusst. Sie hat das Leben von Millionen Frauen verbessert. Und trotzdem ist ihr Name nur in Fachkreisen bekannt.

Natürlich besteht Munks Leben aus vielen anderen Dingen als dem Kampf und die Öffnung der juristischen Berufe für Frauen sowie um Bemühungen um die Familienrechtsreform. Trotzdem werde ich mich hier auf das Gefecht um diese beiden Aspekte konzentrieren.

1 Nachlass Marie Munk (Helene-Lange-Archiv, Landesarchiv Berlin, Rep. 235 BFB, Nr. 76); Reminiscences of a Pioneer Woman Judge in Pre-Hitler Germany: The Rise and Fall of German Feminism (Sophia Smith Collection, SSC-MS-00111), Marie Munk Papers, Series III (Manuscripts, Box 10, folder 2).

„Pioneer Woman Judge“

Was ist ein Jurist? Das Idealbild eines Juristen ist die Verkörperung von universeller Wahrheit, der ohne Emotion, rational, autoritär, ohne Willkür, beruhend auf einer vermeintlich objektiven Rechtswissenschaft als ein Wesen entsteht, das jenseits der Normalität steht und staatliche Macht ausübt. Dieses Wesen ist und war für viele Jahrhunderte männlich, ebenso wie die juristische Wissenschaft alleine in der Formulierung der Rechtstexte männlich war.

Diese mehrfachen jahrhundertlangen Grundannahmen wurden von Munk und anderen Juristinnen ihrer Zeit durch ihre schlichte Anwesenheit infrage gestellt. Nachdem Frauen 1922 zu den juristischen Berufen zugelassen worden waren, dachten diese darüber nach, was weibliche Juristen anders machen könnten und sollten als männliche Juristen. Sie begannen, das Recht entsprechend anders auszulegen beziehungsweise stellten den Anspruch, das Recht ändern zu wollen, menschlicher zu machen. Und gleichzeitig auch die Diskriminierung von Frauen, die im Recht für Jahrhunderte angelegt war, zu beenden. Was waren dies für Menschen, diese ersten Juristinnen?

Schauen wir uns Munks Biografie an, ein Mädchen, das dritte und jüngste Kind des Landgerichtsdirektors Wilhelm Munk und seiner Frau Paula. Wenig prädestinierte Marie dazu, eine der großen Familienrechtsreformpolitikerinnen ihrer Zeit zu werden. Sie war ein Mädchen aus dem Bürgertum mit jüdischem Hintergrund, aber protestantisch getauft, die bis 1933 weitestgehend ohne negative Erfahrung mit Antisemitismus blieb. Sie war eine typische höhere Tochter, intelligent und wach, die nicht wusste, was sie nach dem Schulabschluss der Schule Lucie Crains, an der Helene Lange[2] unterrichtete, mit ihrem Leben anfangen sollte, bis sie typischerweise eine Ehe einging. Doch sie gehörte zu den ersten Mädchen, die mit diesem Schicksal nicht zufrieden waren. Nach der Tätigkeit in der sozialen Arbeit (Pestalozzi-Fröbel-Haus/Frauen-und Mädchengruppen für soziale Hilfsarbeit Alice Salomon) entschied sich Munk doch für ein Studium und bestand 1907 das Abitur.

Die Universitäten in Baden und Bayern hatten für Frauen gerade erst die Tore geöffnet, Munk ging erst nach Freiburg und nach Öffnung der preußischen Universitäten 1908/09 wechselte sie nach Bonn und von dort später nach

2 Helene Lange (1848–1930) war eine Lehrerin und Frauenrechtlerin, die sich insbesondere für die Mädchenbildung engagierte und 1889 die ersten Real- und 1893 die ersten Gymnasialkurse für Mädchen gründete. 1890 war sie Mitbegründerin des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins und war dessen Vorsitzende sowie des Bundes Deutscher Frauenvereine. Sie gehörte nach 1918 zu den Mitbegründerinnen der Deutsche Demokratische Partei (DDP), für sie in den Hamburgische Bürgerschaft einzog. Vgl. z. B. Angelika Schaser/Helene Lange/Gertrud Bäumer, Eine politische Lebensgemeinschaft, Köln 2010.

Heidelberg. Allerdings konnten Frauen nur mit dem juristischen Doktor ihr Studium beenden. Das tat Munk auch 1911 an der Universität Heidelberg. Der Anteil von Frauen im Jurastudium war verschwindend gering, er stieg von 0,2 Prozent 1908/09 auf 2,5 Prozent 1919/20 und 6,1 Prozent 1932/33, bis die jüdischen Juristinnen 1933 ganz vom Studium ausgeschlossen wurden und auch sonst für Frauen ein Numerus Clausus zum Studieren eingeführt wurde beziehungsweise auf Hitlers Wunsch der Zugang für Frauen zu den juristischen Berufen wieder eingeschränkt wurde.[3]

Munk begann in verschiedenen Funktionen zu arbeiten, unter anderem in der Rechtsschutzberatung für Frauen in München, in der sie nun die Erfahrung machte, wie sehr Frauen im Familienrecht konkret diskriminiert waren. Um den Zugang zu den juristischen Berufen zu erkämpfen, gründete sie 1914 gemeinsam mit Margarete Berent und Margarete Meseritz den Deutschen Juristinnen-Verein (DJV).[4] Hier wurden fast alle Juristinnen Mitglied und bemühten sich mit der Unterstützung der Frauenbewegung um den Zugang zu den Examina. Berufliche Chancen bot der Erste Weltkrieg, nachdem die meisten männlichen Juristen zum Kriegsdienst eingezogen waren. Munk arbeitete in dieser Zeit für den Magistrat Berlin-Schöneberg.

Mit dem Kriegsende, der Revolution und dem Beginn der Weimarer Republik wurden allerdings die Weichen neu gestellt. Mit dem Wahlrecht ausgestattet sowie den verschiedenen Grundrechten, die Frauen die grundsätzliche Gleichheit vor dem Gesetz versprachen, konnten die Juristinnen im Kampf um die Zulassung zu den juristischen Berufen Hoffnung schöpfen. Insbesondere, weil nach Art. 128 der Weimarer Verfassung (WRV) alle „Staatsbürger ohne Unterschied nach Maßgabe der Gesetze und entsprechend ihrer Befähigung und ihren Leistungen zu den öffentlichen Ämtern zuzulassen" waren. Doch die juristischen Berufsgruppen sowie die Justizverwaltungen wehrten sich heftig gegen die „Zumutung", Frauen in ihren Reihen zu haben, denn – wie die

3 Vgl. Schreiben des Reichsjustizminister an OLG-Praes. Frankfurt 16.9.1936 (Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden [HHStAW] Abt. 458, Nr. 968).

4 Margarete Berent (1887–1965) war eine der ersten Rechtsanwältinnen in Preußen, Gründungsmitglied und Präsidentin des DJV, 1926 Mitbegründerin des Deutschen Akademikerinnenbundes und 1928 der International Federation of „Women in the Legal and Juridical Careers" sowie im Vorstand des Jüdischen Frauenbundes. Sie ging auch in die USA ins Exil und arbeitete dort in New York erneut als Juristin (https://jwa.org/encyclopedia/article/berent-margarete; 30.6.2021). Margarete Meseritz (1891–1975), später erst verheiratete Mühsam, dann Edelheim, war eine deutsche Juristin und Journalistin. Sie arbeitete nach ihrem Jurastudium für die CV-Zeitung. Blätter für Deutschtum und Judentum. Organ des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens e. V. Allgemeine Zeitung des Judentums und emigrierte 1938 in die USA. Dort arbeitete sie unter anderem für das „American Jewish Comittee", den „National Refugee Service" und das „Office of War Information" (https://jwa.org/encyclopedia/article/muehsam-edelheim-margarete; 30.6.2021).

Frauenrechtlerin Marie Stritt 1921 – schrieb, „die Vorstellung von Frauen mit richterlichen Machtbefugnissen und Funktionen war für alle Männer unerträglich".[5] Die Mehrheit der Richter und Rechtsanwälte war der Meinung: „Die Frau eignet sich nicht zur Rechtsanwaltschaft oder zum Richteramt. Ihre Zulassung würde daher zu einer Schädigung der Rechtspflege führen und ist aus diesem Grunde abzulehnen."[6]

Doch der Druck auf die Justizverwaltungen stieg. Es traten sogar 32 weibliche Reichstagsabgeordnete zusammen, um den Antrag einzubringen, Frauen zu den juristischen Examina zuzulassen. Besonders die DDP-Abgeordnete Marie-Elisabeth Lüders unterstützte die Juristinnen in ihrem Kampf. Doch erst als Gustav Radbruch Reichsjustizminister wurde, griff er eine Vorlage der Frauenbewegung für ein Gesetz zur Zulassung von Frauen zu den juristischen Staatsexamina und dem Referendariat auf und brachte ihn 1922 sowohl durch den Reichstag als auch -rat. Noch im gleichen Jahr wurde Maria Otto in München als erste Rechtsanwältin zugelassen.[7]

Im Januar 1924 bestand auch Munk das Assessorexamen und wurde zur ersten Gerichtsassessorin in Preußen ernannt und 1924 zur ersten Rechtsanwältin in Berlin zugelassen. Fünf Jahre später wurde ihr großer Traum wahr, als sie zur Richterin ernannt wurde. Sie war 43 Jahre alt. Schon vier Jahre später wurde sie aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des deutschen Berufsbeamtentums vorzeitig und ohne Ruhegehalt in den Ruhestand versetzt. Sie ging unmittelbar darauf ins Exil in die USA. Aber Munk, wie alle ihre Kolleginnen vor 1933, hatte dazu beigetragen, dass nun erstmals das Gesicht der Justitia nicht nur in der Allegorie weiblich war, sondern die Frau in der Justiz zur Realität wurde. Damit war Munk treibender Teil einer langfristigen Veränderung der juristischen Profession. Und nicht nur das, die Juristinnen wurden zur Speerspitze im Kampf um die allgemeine Gleichberechtigung von Frauen.

Der Kampf um gleiche Rechte in der Familie

In die Zeit der Weimarer Republik fiel auch Munks Tätigkeit für die Frauenbewegung und die Familienrechtsreform. Das 1900 erlassene Bürgerliche Gesetzbuch (BGB) verwies die verheiratete Frau in den Zustand der fast vollständigen Rechtslosigkeit. Der Ehemann war das Haupt der Familie und hatte in allen wich-

5 Marie Stritt, Germany. In: The International Woman Suffrage News, April 1921, S. 107.

6 14. Vertreterversammlung des DAV vom 28./ 29.1.1922, Juristische Wochenschrift 1922, p. 1251.

7 Maria Otto (1892-1977) war die erste Frau in Deutschland, die in München zur Rechtsanwaltschaft zugelassen worden war. Sie arbeitete bis zu ihrem Tod 1977 als Anwältin. Vgl. Marion Röwekamp, Juristinnenlexikon. Lexikon zu Leben und Werk, Baden-Baden 2005, S. 282–284.

tigen Fragen, die das eheliche Leben sowie die Kindererziehung betrafen, das Sagen. Ohne Zustimmung des Mannes konnte die Frau keinen Vertrag schließen und nicht auf ihr eigenes Vermögen zugreifen. Scheiden lassen konnten sich Ehepaare praktisch auch nicht. Wenn doch, blieben die Kinder bei dem schuldlosen Teil. Aber nicht einmal die nichteheliche Mutter hatte elterliche Gewalt, das Kind stand unter Vormundschaft. Diese himmelschreiende Ungerechtigkeit hatte früh schon dazu geführt, dass Frauen sich gegen das BGB wehrten.

In der Weimarer Republik wurde schnell klar, dass nun das geltende Zivilrecht im Widerspruch zur Verfassung stand. Der Bund Deutscher Frauenvereine (BDF) beauftragte Munk, ein Rechtsgutachten zur Stellung der nichtehelichen Kinder, später dann vollständige Vorschläge zur Umgestaltung des Familienrechts zu verfassen. 1923 erschienen sie in Druckschrift und beeinflussten von da an die Reformdiskussion bis in die 1970er-Jahre. Munk lehnte das Letztentscheidungsrecht des Ehemanns sowie des Vaters ab, die Eheleute sollten gleichberechtigt handeln und die elterliche Gewalt sollte beiden Eltern zugeordnet sein. Mit einem neuen notwendigen Scheidungsrecht, ein besonderer politischer Zankapfel der Weimarer Zeit, musste eine Neuregelung des Unterhalts- und Sorgerechts sowie des Ehegüterrechtes einhergehen. Vor allem musste die Scheidung von der Schuldfrage abgelöst, die Gründe für eine Scheidung erweitert und die ökonomische Position der geschiedenen Frau sowie der Ehefrau generell gesichert werden. Diese sollte nicht nur ihr eigenes Vermögen verwalten können, sondern auch an dem während der Ehe Erworbenen nach der Scheidung beteiligt werden. Mit diesen Vorschlägen schuf Munk gemeinsam mit den anderen Juristinnen und Reformjuristen die Grundlagen, auf die sowohl in der BRD als auch in der DDR später die beiden Verfasserinnen der Familienrechtsreformvorhaben vollständig zurückgriffen. Die heutigen Gesetze entsprechen ziemlich genau den Vorschlägen von Munk aus dem Jahr 1923.

Aus verschiedenen Gründen verliefen alle Reformideen trotz breiter Diskussion und auch Zustimmung in der juristischen Profession im Sande, vor allem das katholische Zentrum verweigerte jegliche Reformideen innerhalb der „traditionellen" Familie. Und auch in dem zunehmend konservativen BDF waren gerade die Scheidungsvorschläge nicht lange mehrheitsfähig. Zu wichtig war allen Parteien, dass gerade in der Familie das Patriarchat erhalten blieb. Aber wie in ihrem Beruf, war das Jahr 1933 auch das Schicksalsjahr für die Frauenbewegung, die meisten Verbände lösten sich selbst auf, um der Gleichschaltung zu entgehen.

Ein Neubeginn in den USA

Marie Munk hatte 1931 den deutschen Zweig der International Federation of Business and Professional Women (BPW) mitgegründet und wurde dessen erste Präsidentin. Das half ihr vor allem, mit Unterstützung von BPW International ein Visum für die USA zu erhalten. Doch auch sie musste, wie die meisten Exilanten, auf Arbeitssuche gehen, und die anfangs so freundlich erscheinenden USA zeigten sich von einer ebenfalls antisemitischen, frauenfeindlichen und nicht immer freundlichen Seite. Munk arbeitete erst im Bereich der sozialen Arbeit, führte wissenschaftliche Studien vor allem erneut in familienrechtlichen Fragen durch und unterrichtete an verschiedenen Colleges. Sprach- und Kulturbarrieren machten das Einleben nicht einfacher. Sie fasste sich allerdings erneut noch einmal ein Herz und bereitete sich ohne vorheriges Studium auf das Ablegen des „Bar Exam" im Staat Massachusetts vor, das sie 1943 bestand. Nachdem sie kurz darauf die amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, wurde sie zur Anwaltschaft zugelassen und zog nach Cambridge bei Boston.

Marie Munk starb am 17. Januar 1978 in Cambridge. Zu diesem Zeitpunkt waren verheiratete Frauen in der Bundesrepublik gerade weitestgehend rechtlich gleichgestellt worden. Und die juristische Profession erhielt trotz erneutem Widerstand gegen Frauen in den eigenen Reihen ein immer weiblicheres Gesicht. All dies war zumindest auch auf Munks Handeln zurückzuführen. Ihre „Privatsachen" hatten politischen und sozialen Einfluss gewonnen, sie hat Deutschland zu einem besseren Land für Frauen gemacht.

Fruzsina Müller

„… mit den mannigfachen Gerätschaften und Methoden der neueren Krankenpflege“
Die Anfänge des modernen (konfessionellen) Krankenpflegeberufs in Leipzig und seine Auswirkungen bis heute

Pflegegeschichte und ihr Ertrag

Die Pflegegeschichtsforschung ist ein relativ neues Forschungsfeld in der Bundesrepublik Deutschland, das erst vereinzelt an Pflegefachhochschulen und medizinhistorischen Lehrstühlen von Universitäten ausgeübt wird. Angesichts von aktuellen Problemen, wie der anhaltende Pflegenotstand, die geringe Wertschätzung des Pflegeberufs oder der hohe Anteil migrantischer Pflegekräfte im deutschen Gesundheitssystem, sind Fragen nach der historischen Einordnung der Pflege dringender denn je. Denn den Beruf umhüllen Mythen, die entweder bewusst konstruiert[1] oder aus Unwissen oder Desinteresse falsch in der öffentlichen Wahrnehmung verankert sind. Die Pflegegeschichtsforschung versucht, diese Mythen zu dekonstruieren. So konnte sie in den letzten Jahren zeigen, dass Pflege nicht immer weiblich und dem Beruf des männlichen Mediziners unterstellt war.[2] Auch ist nicht allein die starke Tradition der konfessionellen Krankenpflege verantwortlich für die fortdauernde mangelnde Anerkennung dieses Berufs.[3] Zudem versuchten die konfessionellen Krankenpflegerinnen den medizinischen Fortschritt nicht auszubremsen.[4]

Die Geschichte der Pflege bietet die Chance, sich mit unterschiedlichen Methoden der Kultur- und Gesellschaftsgeschichte ein lange vernachlässigtes Arbeits- und Lebensfeld zu erkunden. Eine geschlechtergeschichtliche Annäherung kann beispielsweise die Frage nach den sozialen Rollenbildern beantworten, die an die Pflegenden zu unterschiedlichen Zeiten herangetragen wurden.[5] In der transnationalen Verbreitung von Krankenpflegekonzepten lassen sich Formen des Kultur- und Wissenstransfers nachverfolgen.[6] Die Begleitung von Sterbenden – analysiert anhand von Briefen von Gemeindeschwestern –

1 Zu Werbekampagnen für den Krankenpflegeberuf in der Bundesrepublik vgl. Christoph Schwamm, Wärter, Brüder, neue Männer. Männliche Pflegekräfte in Deutschland, ca. 1900–1980, Stuttgart 2021.

2 Vgl. ebd.

3 Vgl. Karen Nolte, Sorge für Leib und Seele. Krankenpflege im 19. und 20. Jahrhundert. In: Anne-Sophie Friedel (Hg.), Pflege. Praxis – Geschichte – Politik, Bonn 2020, S. 120–132.

4 Siehe die Stellungnahme der Deutschen Fachgesellschaft für Pflegegeschichte zur ARD-Serie Charité. Vgl. Isabel Atzl/Karen Nolte/Susanne Kreutzer, Das Klischee der einfältigen Krankenschwester. Wieso die Serie „Charité" das Bild vom Pflegeberuf verzerrt hat. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 10.5.2017.

5 Vgl. Ute Gause, Die Ordnung der Geschlechter. Männer und Frauen in der Diakonie. In: Ursula Krey (Hg.), Von der inneren Mission in die Sozialindustrie? Gesellschaftliche Erfahrungsräume und diakonische Erwartungshorizonte im 19. und 20. Jahrhundert, Bielefeld 2014 , S. 289–310.

6 Vgl. Susanne Kreutzer, Rationalisierung evangelischer Krankenpflege. Westdeutsche und US-amerikanische Diakonissenmutterhäuser im Vergleich, 1945–1970. In: Medizinhistorisches Journal, 47 (2012) 2/3, S. 221–243.

lässt sich als soziale Praxis im Umgang mit dem Tod im Rahmen einer alltagsgeschichtlichen Fragestellung untersuchen.[7] Dinge in der Pflege, wie der Einmalhandschuh und das Fieberthermometer, verraten viel über die technischen Veränderungen in der materiellen Kultur einer Gesellschaft.[8] Nicht zuletzt lassen sich ethische Probleme in der Pflege- und Medizingeschichte, insbesondere für die Zeit des Nationalsozialismus, herausstellen.[9]

Im Folgenden soll nur ein kleiner Ausschnitt von all diesen Möglichkeiten der Pflegegeschichte am Beispiel der Leipziger Diakonissen aufgezeigt werden.

Professionalisierung der Krankenpflege durch Diakonissen

Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein arbeiteten in den Hospitälern ungelernte Krankenwärterinnen und -wärter, die sich zumeist aus den untersten sozialen Schichten rekrutierten. Ihre Tätigkeit erfolgte unter sehr schlechten Bedingungen und wurde kaum bezahlt. Dementsprechend wechselte das Wärterpersonal häufig oder stand nur saisonal – im Winter – zur Verfügung, wenn sich keine anderen Arbeitsmöglichkeiten anboten. In den Krankenhäusern beschwerten sich die Ärzte oft über das „ungebührliche Betragen“ und die „Widersetzlichkeit“ des Krankenwärterpersonals und wünschten sich gut ausgebildete Pflegekräfte.[10] An der Berliner Charité initiierten sie bereits 1800 eine Wärterschule, die aber mangels interessierter Schülerinnen und Schüler nicht eröffnet werden konnte. Erst infolge der Cholera-Epidemie begann dort 1830/31 die Ausbildung. Im Zuge dessen gab der Charité-Arzt Carl Emil Gedike schließlich 1836 eine „Anleitung zur Krankenwartung“ heraus, die als Grundlage für spätere Lehrbücher – auch von Diakonissenhäusern – diente.[11]

7 Vgl. Karen Nolte, Todkrank. Sterbebegleitung im 19. Jahrhundert: Medizin, Krankenpflege und Religion, Göttingen 2016.

8 Vgl. Lucia Artner/Isabel Atzl/Anamaria Depner/André Heitmann-Möller/Carolin Kollewe (Hg.), Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care, Bielefeld 2017.

9 Vgl. Hilde Steppe/Franz Koch/Herbert Weisbrod-Frey (Hg.), Krankenpflege im Nationalsozialismus, 3. Auflage, Frankfurt a. M. 1986; eine kurze Zusammenfassung der Diskussion seitdem Fruzsina Müller, Das Leipziger Diakonissenhaus in geschlechtergeschichtlicher Perspektive. In: Hagen Markwardt/Fruzsina Müller/Bettina Westfeld (Hg.), Konfession und Wohlfahrt im Nationalsozialismus. Beispiele aus Mittel- und Ostdeutschland, Berlin 2021, S. 195–227.

10 Gunnar Stollberg/Ingo Tamm, Die Binnendifferenzierung in deutschen Krankenhäusern bis zum Ersten Weltkrieg, Stuttgart 2001, S. 224.

11 Vgl. Horst-Peter Wolff/Jutta Wolff, Zur Geschichte der ärztlichen Krankenpflegeschulen an der Wiener Universität (1812 bis 1848) und am Königlichen Charité-Krankenhaus in Berlin seit 1832. In: Horst-Peter Wolff (Hg.), Studien zur deutschsprachigen Geschichte der Pflege, Frankfurt a. M. 2002, S. 61–71.

Die Krankenwärterschule der Charité blieb eher die Ausnahme: Die flächendeckende Professionalisierung des Krankenpflegeberufs wurde von den konfessionellen Schwesternschaften vorangetrieben. Auf die vereinzelt tätigen katholischen Pflegeorden folgten seit 1836 die ersten protestantischen Diakonissen. Sie durchliefen eine streng regulierte Ausbildung und agierten selbstständig und selbstbewusst, sodass sie ein hohes Ansehen unter Patientinnen, Patienten und Medizinern hatten.[12]

Trotz dieser Leistung der Diakonissenhäuser, die Pflege zu professionalisieren, dominiert in der heutigen Wahrnehmung das Bild der Diakonissen als rückständige, fromme Krankenschwestern.[13] Dabei wird ausgeblendet, dass zahlreiche evangelische Krankenhäuser im 19. Jahrhundert von Diakonissen-Schwesternschaften gegründet und unterhalten wurden. Dort galt ein spezifisches Konzept von Krankheit, das gleichermaßen auf Leib und Seele der Patientinnen und Patienten abzielte. Die Aufgabe der Ärzte war es, die Krankheit zu diagnostizieren und zu therapieren, während sich die Schwestern der oder dem Kranken als Gesamtpersönlichkeit widmen sollten. In der Tradition der Diakonissenmutterhäuser war das Verhältnis zwischen Schwestern und Ärzten deshalb nicht hierarchisch, sondern komplementär konzipiert.[14]

Allerdings war die Pflege in der christlichen Tradition ein „Liebesdienst", der aus Berufung und nicht als Beruf ausgeübt wurde. Auch die später gegründeten bürgerlichen Krankenpflegeorganisationen übertrugen dieses Selbstverständnis auf ihre Mitglieder: Sie sollten ihre „natürlich" gegebene Mütterlichkeit für die berufliche Pflege einsetzen. Christliche Werte wie Unterordnung, Demut und Gehorsam gegenüber Gott übertrugen sich auf das Arzt-Schwestern-Verhältnis.[15] Diese Konstellation verfestigte den Status der Krankenpflege als Hilfstätigkeit, der in der Bundesrepublik Deutschland bis heute typisch ist – trotz der unermüdlichen Forderung von Pflegewissenschaftlerinnen und Gewerkschaftlern nach

12 Vgl. Christoph Johannes Schweikardt, Die Entwicklung der Krankenpflege zur staatlich anerkannten Tätigkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Das Zusammenwirken von Modernisierungsbestrebungen, ärztlicher Dominanz, konfessioneller Selbstbehauptung und Vorgaben preußischer Regierungspolitik, München 2008 und Margot Sieger, Kaiserswerther Kranken-Schwestern und die Veränderungen der Pflege im 20. Jahrhundert. In: Ute Gause (Hg.), Kosmos Diakonissenmutterhaus. Geschichte und Gedächtnis einer protestantischen Frauengemeinschaft, Leipzig 2005, S. 198–216.

13 In der ARD-Serie Charité wurden sogar die Krankenwärterinnen (historisch falsch allesamt Frauen) als moderner und wissenschaftsfreundlicher als die Diakonissen dargestellt, die sich angeblich stur ablehnend gegenüber allen medizinischen Fortschritten gegenüberstellten. Vgl. Atzl/Nolte/Kreutzer, Das Klischee der einfältigen Krankenschwester.

14 Die Rede ist hier bewusst nur von männlichen Medizinern und Geistlichen, da es zu dieser Zeit noch keine weiblichen Vertreterinnen dieser Berufe gab.

15 Vgl. Nolte, Sorge für Leib und Seele Krankenpflege im 19. und 20. Jahrhundert.

Anerkennung der Pflege als eigenständigem, auf wissenschaftlicher Grundlage fußendem und akademisiertem Beruf mit hoher Verantwortung.[16]

Krankenpflegeausbildung im Leipziger Diakonissenhaus

Das Leipziger Diakonissenhaus gründete sich 1891 und somit ein halbes Jahrhundert später als das erste Mutterhaus in Kaiserswerth. Offensichtlich schloss es eine Lücke in der Armen- und Krankenversorgung der Industriestadt Leipzig.[17] Während in vielen anderen deutschsprachigen Gebieten bereits ausgebildete konfessionelle Schwestern arbeiteten, waren in den Leipziger Krankenhäusern nur Krankenwärterinnen und -wärter tätig. Professor Carl Thiersch, Leiter der chirurgischen Abteilung des Leipziger städtischen Krankenhauses St. Jakob, formulierte 1870 seine Anforderungen an die gewünschten professionellen Pflegekräfte so:

„Die Pflegerinnen, die wir im Sinne haben, sollen nicht bloß im Stande sein, dem Kranken zur vorgeschriebenen Zeit seine Arznei zu geben, seine Kopfkissen aufzuschütteln und ihm mit freundlicher Teilnahme zur Seite zu stehen, sie sollen außerdem mit den mannigfachen Gerätschaften und Methoden der neueren Krankenpflege vertraut sein, ja, sie sollen ihn sogar bei der Behandlung selbst unterstützen können, denn bewandert mit den meisten Funktionen der kleinen Chirurgie verstehen sie […] sogar Injektionen und Blutentziehungen zu machen, endlich sollen sie im Stande sein, chirurgische Operationen vorzubereiten und dabei zu helfen."[18]

Zu dieser Zeit waren Diakonissen und Schwestern des Albertvereins vom Roten Kreuz bereits in Dresden tätig; wenige halfen auch in Leipzig aus. Die erste öffentliche Pflegerinnenschule wurde 1901 am St. Jakob Krankenhaus eröffnet. Inzwischen gründete sich auch das Leipziger Diakonissenhaus mit dem ausdrücklichen Ziel, „christliche Jungfrauen und Witwen" für die Pflegearbeit in der Gemeinde und in medizinischen und sozialen Einrichtungen auszubilden.[19] Da es noch keinen geeigneten Ort und kein Personal zur Ausbildung der aufgenommenen Frauen gab, lernten die angehenden Schwestern im städtischen

16 Vgl. dazu die Interviews im pflegewissenschaftlichen Podcast „PflegeStandard" oder die Tätigkeit des Krankenpflegers und ver.di-Mitglieds Alexander Jorde. Allerdings finden sich bei anderen Aktivisten weiterhin Spuren des Gedankens der Liebestätigkeit (z. B. Song „Pfleger mit Herz" von Idref und Dena).

17 Vgl. Fruzsina Müller, Evangelisches Krankenhaus und Gemeindepflege in „roter" Umgebung. Das Leipziger Diakonissenhaus im westlichen Industrieviertel der Stadt. In: Historia Hospitalium, 31 (2018/2019), S. 441–450.

18 Stollberg/Tamm, Die Binnendifferenzierung in deutschen Krankenhäusern bis zum Ersten Weltkrieg, S. 223.

19 Statut/Satzungen des Verbandes für kirchliche Gemeindepflege und seine Rechtsnachfolger, (ADHL, 49/0202/00, 1891–1990).

Krankenhaus St. Jakob unter anderem bei Professor Thiersch. Die Ausbildung im Krankenhaus umfasste Lerneinheiten in der inneren Frauen- und Männerstation, der chirurgischen Kinderstation und in der Poliklinik (ambulante Versorgung). Die Schwestern sollten hier neben dem Arzt die Grundsätze der hygienischen Arbeitsweise und die Assistenztätigkeit erlernen. Dabei probierten sie möglichst viel an sich selbst aus – so unter anderem das Einführen der „Schlundsonde", wie sich eine der ersten Leipziger Diakonissen, Marie von Liebe, erinnerte: „Letzteres unter großem Aufwand von Lachen, Tränen, Ächzen, Würgen."[20] Allerdings kommentierte Thiersch die kurze Dauer der Ausbildung mit der skeptischen Frage: „Sie wollen also Krankenpflege gelernt haben?"

1900 verwirklichte sich das Ziel des Diakonissenhauses: Mit dem neu gebauten Krankenhaus stand eine eigene Ausbildungsstätte zur Verfügung. Die Verbindung von theoretischem und praktischem Unterricht wurde beibehalten, wurde aber nicht mehr im städtischen Krankenhaus, sondern im eigenen Haus angeboten. Die Ausbildung übernahmen die neu angestellten Ärzte und bereits erfahrene Schwestern des Diakonissenhauses. Selbst als die Krankenpflegeausbildung 1909 in Sachsen gesetzlich geregelt wurde, hielt das Leipziger Diakonissenhaus an seiner hauseigenen Prüfung fest. Der Vorstand berief sich noch 1922 auf eine positive Aussage des sächsischen Kultusministers von 1910:

„Wir halten nach wie vor diese Prüfung für Diakonissen für überflüssig und stehen ganz auf den Standpunkt unseres früheren Kultusministers, der seinerzeit aussprach, dass die Ausbildung und Erziehung der Schwestern in den Diakonissenhäusern eine viel größere Gewähr biete für die Tüchtigkeit in der Krankenpflege als irgendeine Prüfung. Es hat auch bisher noch nie jemand unsere Schwestern betreffs ihrer Tüchtigkeit in der Krankenpflege beanstandet und weder in staatlichen noch städtischen Krankenhäusern hat man gefragt, ob die Schwestern geprüft seien."[21]

Hintergrund dieser Debatte war, dass bereits seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eine große Anzahl von „freien" oder „wilden" Schwestern in der Krankenpflege arbeitete – das heißt ohne Bindung an einen Verband wie einem Diakonissenhaus.[22] Zudem waren viele schlecht oder gar nicht ausgebildet. Daher formierte sich 1903 auf Anregung der ehemaligen Rotkreuzschwester Agnes Karll eine „Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands" (BOKD).[23] Sie

20 Marie von Liebe, Aus der Arbeit einer jungen Diakonisse in Leipzig-Lindenau ab 1891. Aus den Aufzeichnungen meiner Mutter Marie von Liebe für das Diakonissenhaus Leipzig, Leipzig, S. 14. Zitate auch im Folgenden.

21 Blätter aus dem Leipziger Diakonissenhause, Ausgabe 1922 (ADHL, 124/0210/09, S. 231).

22 1900 waren 38,5 % der Krankenschwestern einer katholischen, 23,1 einer evangelischen Gemeinschaft angebunden. Einem weltlichen Verband zugehörig waren 16,1 %. „Freie „oder „wilde" Schwestern gaben 22,3 % der Gesamtheit der Krankenschwestern. Vgl. Eduard Seidler/Karl-Heinz Leven, Geschichte der Medizin und der Krankenpflege, 7. Auflage, Stuttgart 2003, S. 225.

23 Ebd., S. 227. Diese war die weltweit erste internationale Berufsorganisation. Vgl. auch Ruthild Brakemeier, Die Mutterhausdiakonie und ihr Weg in die Zukunft, Kassel 2002.

regte eine staatlich geregelte Krankenpflegeausbildung an, die auch für die konfessionellen Schwesternverbände bindend werden sollte. Diese sollte die Qualität der Ausbildung sichern, der Ausbeutung der „freien" Schwestern vorbeugen und ein berufliches Standesbewusstsein generieren. Dagegen sprachen sich jedoch die katholischen Pflegeorden, das Rote Kreuz und ein großer Teil der Diakonissenhäuser aus. Sie blieben bei der Auffassung, dass die Krankenpflege eine Hilfeleistung aus Nächstenliebe und keine Erwerbsarbeit sei.[24]

Da die staatliche Prüfung in den medizinischen Einrichtungen nach und nach zum Qualitätsstandard wurde, beschloss der Vorstand des Leipziger Diakonissenhauses 1925, die staatliche Anerkennung doch zu beantragen. Dies sei nötig gewesen, „weil unsere Schwestern von Leuten, die den wahren Sachverhalt nicht kennen, oft wegen der nicht abgelegten Staatsprüfung als Schwestern zweiter Ordnung angesehen werden".[25] Die amtliche Qualifizierung bedeutete eine Anpassung an die staatlichen Anforderungen in Sachsen. Jedoch bildete weiterhin das Diakonissenhaus mit seinen eigenen Ärzten und Schwestern aus und konnte auf den Unterricht im Sinne des Mutterhauses Einfluss nehmen.

Die Krankenpflegeschule des Diakonissenhauses blieb bis heute bestehen. Staatliche Bestimmungen, wie die erste reichsweite Regelung der Krankenpflege 1938, betrafen sie genauso wie nichtkonfessionelle Schulen. So mussten im Nationalsozialismus Fächer der „weltanschaulichen politischen Schulung" innerhalb der Pflegeausbildung eingeführt werden.[26] Darunter waren Eugenik, Rassenhygiene und Erbbiologie. Für diesen Teil des Unterrichts sah man zwei NSDAP-Mitglieder vor, was einen bis dahin nicht vorhandenen staatlichen Zugriff auf die Lehrinhalte bedeutete. In den Akten ist die bereitwillige Akzeptanz dieser neuen Fächer durch den Chefarzt und Leiter der Krankenpflegeschule Nikolaus Haase dokumentiert, der selbst NSDAP-Mitglied war und 1934 auf Druck der lokalen Parteistelle eingestellt wurde.[27]

In der Sowjetischen Besatzungszone und der frühen DDR konnten konfessionelle Krankenpflegeschulen dagegen nur für den eigenen Bedarf ausbilden. Sie wurden zwar 1961 den staatlichen Schulen gleichgestellt, mussten aber mit diesen kooperieren, was bedeutete, dass Lehrerinnen und Lehrer der staatlichen Medizinischen Fachschulen auch konfessionellen Schülerinnen und Schüler Fächer wie Marxismus-Leninismus und Gesundheitsökonomie zu unterrichten hatten.[28]

---

24 Seidler/Leven, Geschichte der Medizin und der Krankenpflege, S. 228.
25 Blätter aus dem Leipziger Diakonissenhause, Ausgabe 1925 (ADHL, 124/0210/09, S. 17).
26 Nikolaus Haase an Stadtrat Teutsch (StA Leipzig, Bestand 16/Nr. 245/Bd. 2, 6.5.1939).
27 Personalakte Dr. Haase (ADHL, 35/0116/15, 1934–1953).
28 Vgl. Horst-Peter Wolff, Jutta Wolff, Zur Geschichte der Krankenpflegeausbildung in der DDR 1945 bis 1989. In: Wolff (Hg.), Studien, S. 223–273.

„Pflege beflügelt“?

Konfessionelle Träger von Krankenpflegeschulen spielten und spielen bis heute eine große Rolle innerhalb des deutschen Gesundheitssystems. Heute ist die evangelische Diakonie mit 600 000 Arbeitsplätzen einer der größten Arbeitgeber im sozialen und Gesundheitsbereich.[30] Die Berufsfachschule für Gesundheits- und Krankenpflege des Evangelischen Diakonissenkrankenhauses in Leipzig bildet jährlich 20 Krankenpflegerinnen und -pfleger aus. Auf ihren Plakaten, die 2020 auf Leipziger Litfaßsäulen zu sehen waren, standen die Botschaften: „Pflege ist bunt“ und „Pflege beflügelt“.[30] Zum letzteren Slogan waren Krankenpflegerinnen mit moderner medizinischer Ausstattung zu sehen; an der Wand im Hintergrund konnte man die Schatten von Flügeln erkennen. Das Bild des guten Engels tradiert sich nicht nur in der Diakonie weiter. Solange es mit den Forderungen nach Akademisierung, besserer Bezahlung und höherer Anerkennung vereinbar bleibt, ist nichts dagegen einzuwenden.

29 Vgl. Die Diakonie in Zahlen. Infoportal Diakonie Deutschland (https://www.diakonie.de/infografiken/die-diakonie-in-zahlen/; 29.11.2018).

30 Vgl. Gute Pflege mit guten beruflichen Perspektiven. Internetseite des Leipziger Diakonissenhauses (https://www.diako-leipzig.de/pflegeexperten/perspektiven; 3.6.2021).

Udo Grashoff

Mehr als eine „Lady mit der Lampe“: Florence Nightingale – Statistikerin und Sozialreformerin

Die in Florenz geborene, in England aufgewachsene Florence Nightingale (1820–1910) rückte in jüngster Zeit wieder verstärkt in den Fokus der Öffentlichkeit. Ihr 200. Geburtstag fiel mit dem ersten Lockdown der Covid-19-Pandemie zusammen. Mehrere britische Notkrankenhäuser trugen ihren Namen, in Anspielung auf Nightingales Wirken in einem Kriegslazarett, um das sich bis heute Mythen ranken. Zeitgenössische Darstellungen zeigten sie mit einer Kerze in der Hand an den Betten verletzter Soldaten. Diese bis heute immer wieder reproduzierten Bilder verliehen Nightingale den Nimbus einer Heiligen, verschleierten jedoch die geringe Wirksamkeit ihres Einsatzes ebenso wie den anschließenden Erkenntnisprozess, der sie zur vehementen Reformerin machte.

Ins Militärlazarett von Scutari

Florence Nightingale wuchs in einer wohlhabenden Familie auf, was ihr das Privileg einer für Frauen im 19. Jahrhundert außergewöhnlich vielseitigen Bildung verschaffte. Privatlehrer unterrichteten sie in Religion, Philosophie, Politik und verschiedenen Sprachen sowie, auf eigenen Wunsch, in Mathematik. Ihre Eltern wollten sie standesgemäß verheiraten, Florence lehnte das jedoch ab und bestand darauf, Krankenschwester zu werden – ein Beruf, der damals einen sehr schlechten Ruf hatte.

Schließlich lenkten ihre Eltern ein. Sie finanzierten nicht nur Bildungsreisen nach Ägypten, Griechenland, Frankreich und Deutschland; mit einer jährlichen Zahlung sorgten sie auch dafür, dass Nightingale ohne offizielles Gehalt als Superintendentin in einem Londoner Krankenhaus wirken und standesgemäße Kontakte pflegen konnte. Zu diesen gehörte der britische Kriegsminister Sidney Herbert, der die 34-Jährige im Oktober 1854 beauftragte, einen Einsatz von Krankenschwestern im Militärlazarett der englischen Truppen im Krimkrieg zu leiten.

Anlass waren Berichte in der Londoner „Times“ gewesen, welche die mangelhafte Versorgung der Verwundeten im zentralen Militärlazarett Scutari beklagten. Seit März 1854 waren britische Truppen im Krimkrieg im Einsatz. Der Sanitätsdienst war der Masse an kranken Soldaten nicht gewachsen. Die Ärzte waren überfordert, es fehlte an Verbandszeug und Betten, viele Verwundete lagen auf dem Boden. Anders als bei den französischen Truppen gab es keine Krankenschwestern. Angesichts dessen initiierte die „Times“ eine Hilfsaktion. Spenden wurden gesammelt und Freiwillige gesucht. Es fanden sich 38 Frauen, die sich mit medizinischen Gerätschaften und Medikamenten im Gepäck auf die Reise zum Bosporus begaben. Florence Nightingale leitete die Delegation.

Ein Engel der Barmherzigkeit?

Von dem Misstrauen, das den Krankenschwestern am Bosporus entgegengebracht wurde, erfuhren die Landsleute nichts. Stattdessen kursierten auf der britischen Insel bald Zeichnungen, die Nightingale mit einer Kerzenlampe an den Betten der Soldaten zeigten. Den Anfang machte ein Holzschnitt in „The Illustrated London News" vom 24. Februar 1855, der sie als lichtbringenden Schutzengel darstellte. „Ganz falsch war dies nicht", schreibt Hedwig Herold-Schmidt in der neuesten deutschsprachigen Nightingale-Biografie, aber es konnte leicht falsche Assoziationen wecken.[1]

Denn Nightingale war kaum als Krankenschwester tätig, ihr Job bestand vielmehr darin, die Pflege zu organisieren. Sie führte einfache Hygienemaßnahmen wie das Abkochen der Bettwäsche ein, teilte Patienten nach Dringlichkeit in verschiedene Gruppen ein und ließ aus den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln Obst und Gemüse besorgen und Fleischbrühe zubereiten. Auch bemühte sie sich darum, den Alkoholismus unter Verwundeten und Pflegern zurückzudrängen und sexuelle Handlungen zu unterbinden. Daher durften die Pflegerinnen nachts die Krankensäle nicht betreten; nur Nightingale ging auf Kontrollgang. Das war der realistische Kern des Mythos.

Dass Nightingale durch die nicht zuletzt von ihrer Mutter und ihrer Schwester betriebene Verklärung in die Nähe eines „Engels der Barmherzigkeit" gerückt wurde, stand im Einklang mit von ihr berichteten Momenten, in denen sie eine göttliche Stimme zu vernehmen glaubte.[2] Die göttliche Berufung war eine Art Initialzündung gewesen, und zeitlebens verband Nightingale empirische Rationalität mit dem Streben nach mystischer Vereinigung mit Gott. Die Darstellung als aufopferungsvolle Krankenschwester presste sie jedoch in eine subalterne Frauenrolle, was der Realität nicht entsprach. Und sie verschleierte den schmerzhaften Erkenntnisprozess, den sie nach der Rückkehr aus Scutari durchlief.

Lady mit der Statistik

Nightingale war schockiert über das Massensterben im Lazarett und schrieb kritische Briefe an Sidney Herbert, die mit dazu beitrugen, dass eine Kommission nach Scutari geschickt wurde, welche die Zustände im Lazarett verbesserte und vor allem die Überbelegung beendete. Das Wirken der Krankenschwestern konnte, entgegen anderslautenden Behauptungen, die Sterberate kaum beein-

1 Hedwig Herold-Schmidt, Florence Nightingale. Die Frau hinter der Legende. Portrait einer Vorkämpferin für Gesundheitswesen, Krankenpflege und Frauenrechte vor dem historischen Hintergrund des viktorianischen Zeitalters, Darmstadt 2020, S. 119.

2 Vgl. Mark Bostridge, Florence Nightingale, London 2008, S. 51.

flussen.[3] Das wurde Nightingale aber erst nach ihrer Rückkehr nach London bewusst. Bei der Auswertung der Gesundheitsstatistiken des Militärs arbeitete sie mit dem Statistiker William Farr zusammen, einem der Pioniere der Epidemiologie, den sie scherzhaft ihren „Schutzheiligen" nannte.[4]

Eine Innovation von Nightingale war das Polardiagramm, eine Variante des Kreis- bzw. Tortendiagramms, das sie erstmals auf medizinische Fragestellungen anwendete. Ihre Statistiken führten drastisch vor Augen, dass die übergroße Mehrheit der Soldaten im Lazarett nicht an Kriegswunden, sondern an vermeidbaren Infektionskrankheiten verstorben war. Insgesamt starben im Krimkrieg viermal so viele britische Soldaten an Krankheiten, insbesondere an Cholera, als infolge von Kriegsverletzungen.[5]

Noch schockierender war die Einsicht, dass die Todesrate in Scutari höher war als in den Lazaretten in Nähe des Schlachtfeldes. Vermutlich war es diese Erkenntnis, die Nightingale zur vehementen Kämpferin für verbesserte Hygiene und eine Reform des Sanitätswesens der britischen Armee machte.[6] Mit Willensstärke, kritischem Intellekt, Intuition und Durchsetzungsvermögen verschaffte sie sich Gehör, wirkte als einflussreiche Beraterin der Regierung und wurde 1858 als erste Frau in die „Royal Statistical Society" aufgenommen.

Von der Helferin zur Patientin

In den letzten fünf Jahrzehnten ihres Lebens verließ Nightingale das Haus nur selten. Seit ihrem Aufenthalt in der Türkei litt sie am sogenannten Krimfieber, einer bakteriellen Infektion. Wie wir heute wissen, hatte eine Infektionskrankheit namens Brucellosis ein chronisches Erschöpfungssyndrom ausgelöst, das Schmerzen in Kopf, Rücken und Brust, Muskelschwäche und Konzentrationsschwierigkeiten mit sich brachte. Umso bemerkenswerter ist die rastlose Aktivität, die sie vom Krankenbett aus entfaltete. Im Verlauf ihres Lebens schrieb sie etwa 14 000 Briefe und verfasste etwa 200 Publikationen.

Nightingale hat durch ihren klösterlichen Lebensstil indirekt den Mythos der „Lady mit der Lampe" befördert, und zugleich hat sie davon profitiert. Ihr trotz Anfeindungen öffentlich als Erfolg präsentierter Einsatz in Scutari sorgte für großzügige Spenden in den „Nightingale Fund", mit dem die Gründung der

3 Vgl. Herold-Schmidt, Florence Nightingale, S. 128.

4 Bostridge, Florence Nightingale, S. 313.

5 Der Statistik der britischen Streitkräfte zufolge starben im Krimkrieg 16 300 Soldaten an Krankheiten, davon über die Hälfte an Ruhr und Cholera. Weniger als 3 000 Soldaten fielen im Kampf, weitere knapp 1800 erlagen später ihren Verletzungen. Vgl. Fielding Garrison, Notes on the History of Military Medicine, Hildesheim 1970 (EA Washington 1922), S. 171 f.

6 Vgl. Hugh Small, Florence Nightingale. Avenging Angel, London 2008; vgl. Bostridge, Florence Nightingale, S. 318 f.

„Nightingale Training School" finanziert wurde. Die konkreten Erfolge der 1860 gegründeten Ausbildungsstätte für Krankenpflegerinnen sind bis heute umstritten; ihr wird vorgeworfen, dass sie mit dem Ideal des Dienens und der Selbstverleugnung einer mangelnden gesellschaftlichen Wertschätzung des Pflegeberufs den Weg gebahnt hat. Nightingales 1860 veröffentlichtes Buch „Notes on Nursing"[7] findet nichtsdestotrotz als weltweit erstes Lehrbuch der Krankenpflege bis heute Anerkennung.

Streitbare Person

Florence Nightingale starb im Jahr 1910. Über sie gibt es Gedichte, Dramen und Filme, sie wurde mit Statuen und Gedenktafeln geehrt und schaffte es als einzige Frau, neben der Queen, auf einen englischen Geldschein.[8] Seit 1974 findet der internationale Tag der Pflege an ihrem Geburtstag, dem 12. Mai, statt. In den letzten Jahrzehnten wurde der Mythos um sie wiederholt infrage gestellt. Im Deutungskampf zwischen verklärender Nightingale-Hagiografie, vertreten etwa durch Lynn McDonald, und revisionistischer Demontage à la Francis B. Smith haben es Nuancen mitunter schwer.[9] Als Korrektiv zum Kult um die „weiße" Nightingale wurde in den letzten Jahren verstärkt an die in Jamaika geborene Krankenpflegerin Mary Seacole erinnert, die ebenfalls im Krimkrieg im Einsatz war. Nightingale ist aber eine zu vielschichtige historische Persönlichkeit, um einfach beiseitegeschoben zu werden. Dass sie sich gegen die heterosexuellen Geschlechterrollen ihrer Zeit stellte, findet in den „Queer Studies" Beachtung.[10] Bemerkenswert ist auch ihr religiöser Feminismus. „Der nächste Christus wird vielleicht ein weiblicher Christus sein", hatte sie in ihrem frühen Essay „Cassandra" geschrieben.[11] Sie selbst sah sich als „Retterin", und betonte in ihren Bibel-Annotationen den mütterlichen Aspekt Gottes.[12]

---

7 Florence Nightingale, Notes on Nursing: What it is and What it is Not, London 1860.

8 Und zwar von 1975 bis 1994.

9 Francis Barrymore Smith, Florence Nightingale. Reputation and Power, London 1982.

10 „No matter the combination of identities she may have held, it is easy to see she was queer." Laura Darling, Making Queer History, Florence Nightingale Part II (https://www.makingqueerhistory.com/articles/2019/4/2/florence-nightingale-part-ii; 13.4.2022).

11 „The next Christ will perhaps be a female Christ." Florence Nightingale, Cassandra. In: Lynn McDonald (Hg.), Collected Works of Florence Nightingale, Band 2, Toronto 2008, S. 547–592, hier 589.

12 Herold-Schmidt, Florence Nightingale, S. 185 f. Ihr Selbstverständnis als von Gott berufene Person setzte sich in der Erinnerung an sie fort. Nachdem 1932 ihr Wohnhaus in London abgerissen wurde, verschickte die „Florence Nightingale Foundation" Steine in die ganze Welt, „wo diese vor allem in den Schwesternwohnheimen als eine Art Reliquie fungierten". Ebd., S. 299.

Heidi Stecker

Passion Pink. Über Feminismus im Werk von Heike Lydia Grüß

Unausweichliche Widersprüche begegnen einem im Werk der Künstlerin Heike Lydia Grüß: Durch sein Tun immer auch ein Gegenteil des Gesetzten schaffen, einreißen, was man aufgebaut hat, nach vorn blicken und sich gleichzeitig zum Gestern verhalten. Grüß, die in Berlin und Ludwigsburg lebt, arbeitet häufig in Serien; die Blätter verlängern sich dadurch in Raum und Zeit, denn das im Augenblick stillstehende Bild wird zum bewegten und arbeitet sich, mit Blick und Blick wandernd und mit der Hand geblättert, vor und zurück. Dabei erkundet Grüß gleiche oder ähnliche Motive und erprobt Neues. So in der Serie „Passion Pink" von 2020, die sie mit Pastellstiften auf Papier brachte.[1] Mit den pulverigen und die Konturen sanft verwischenden Pigmenten wurden duftige und zarte Mädchen- und Damenbildnisse gemalt, so wie im 18. Jahrhundert von Rosalba Carriera und Jean-Étienne Liotard. Die samtig-matte Oberfläche der Porträts bewirkt eine ganz besondere Leuchtkraft. Jedoch wirkt Pastellmalerei schnell süßlich und hatte darum in der modernen Kunst einen schlechten Ruf. Pastellig zu arbeiten, kam in der Szene beinahe einer Beschimpfung gleich. Was fängt nun Grüß mit Pastell an?

Weibliche Personen präsentieren sich zum Porträt. Sie tragen merkwürdige Kappen und Hauben. Feine Strichlagen bekleiden sie, Auslassungen markieren, verbergen oder legen Brüste frei. Pinkfarbene Brustwarzen wiederholen sich als Tapetenmuster oder Wandteppiche. Tastende Hände greifen nach den anderen, wie um sich zu vergewissern. Sperrige Linien akzentuieren Silhouetten und schwache Schatten, andere verschwimmen wie durch Schleier. In den subtil schraffierten Teppichformationen kehren Formen wie Kreise und Rauten wieder. Schwarz, weiß und grau nuanciert Grüß Membranen, die Räume bergen, in die sie neonfarbige Flächen stempelt, schabloniert und streicht. Dichte Strukturgewebe treffen auf für das Schaffen von Grüß ungewohnt grelle Farbpartien. Sie blinken regelrecht in Gelb, Orange und Rosa, eine unerwartete Leidenschaft für Rosa zeigt sich, Passion Pink. Doch die Spannung wird mit Maß, Dissonanz mit Harmonie gekontert. Vielfache Übersetzungsakte fließen neben pseudoethnologischem Bildmaterial ein. So leitet das Etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache die „Raute" vom mittelhochdeutschen rūte und sie vom althochdeutschen rūta ab, wiederum entlehnt vom lateinischen ruta, griechisch rhȳtḗ (ῥυτή, „Bitterkraut"). Bitter mag manchen diese Unbestimmtheit erscheinen, die über diesen Blättern liegt. Einst suchten die Romantiker:innen im frühen 19. Jahrhundert die aus den Fugen geratene Welt zu erfassen. Man sah kein Land mehr, Vollkommenheit, Geschlossenheit schien in einer sich rasant eskalierenden Moderne unmöglich. Sie reagierten mit forcierter Subjektivität, Fragmentierung und

1 Verschiedene Formate: 50 × 70 cm, 70 × 100 cm, 100 × 140 cm.

Verfremdung. Friedrich Schlegel entwickelte mit seinem Kollegen Novalis den modernen Begriff der Romantik und der künstlerischen Produktivität.[2] Novalis übertrug den Gedanken der Produktivität des Geistes auf die Ästhetik und schrieb: „Wir wissen etwas nur – insofern wir es ausdrücken – […] machen können. Je fertiger und mannichfacher wir etwas produciren, ausführen können, desto besser wissen wir es […].“[3] Diese Produktionsästhetik löste die traditionelle Nachahmungslehre ab: „Der Künstler selbst, nicht die Natur, produziert das Schöne.“[4]

Bei Heike Grüß geht es durchaus um das Schöne, aber mit Witz. Sie praktiziert mithin eine tätige Romantik. Und ihre Position ist dezidiert feministisch. Aber was ist an den Pastellen feministisch? Dass die weiblichen Figuren fein und niedlich, aber auch herb und spröde sind? Dass ihre Gesichter unscharf sind, ja, ihnen fast genommen werden? Damit sie sich im Schutz der Weißgrauschleier ihr eigenes Antlitz schaffen können? Und einen eigenen Körper? Sekundäre Geschlechtsmerkmale werden verdeckt, Körper sind vorhanden und verlieren sich zugleich. Der immanente Feminismus liegt in den Methoden, nicht im offenkundigen Motiv oder Antimotiv.

Die Gesichter können nur erahnt werden. Der entscheidende Ort des menschlichen Ausdrucks geht damit verloren. Der Verlust wird oft als Krisenindikator empfunden, denn Gesichter zählen zum etablierten Repertoire künstlerischen Arbeitens. Viele erhoffen sich von einem Bildnis bündige Aussagen zum Subjekt und zur Gesellschaft und sind beunruhigt, wenn ein Individuum nicht eindeutig identifizierbar ist, sich gleichsam entzieht; es verstimmt, wenn etwas offenbleibt, keine hundertprozentige Antwort gegeben wird, sich etwas ständig ändern kann.

Die stilisierten puppenhaften Figuren erinnern mit ihren halbleeren Gesichtern an die Nicht-Gesichter der „Budetljanje“, der „Zukünftler“ von Kasimir Malewitsch. Von 1928 bis 1932 fiel er scheinbar von der Höhe seines „Schwarzen Quadrates“ zurück zu figürlichen Darstellungen; die seltsamen Bauernfiguren gaben lange Zeit Rätsel auf, galten gar als Anpassung an die stalinistische Kulturpolitik und als unvereinbar mit einem – simplifizierten – Fortschrittsdenken in der Kunst. Doch verweisen sie auf reale Zerstörungen, auf eine tatsächlich leere Zukunft, auf ein existentes Nichts. Mit dem Gesicht verschwand die Gewissheit über den Menschen aus Malewitschs Zukunft. Mit Ungewissheit können viele

2 Vgl. Friedrich Kluge/Alfred Götze, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Hg. v. Walther Mitzka, Berlin 1975, S. 606.

3 Richard Samuel (Hg.), Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs, Stuttgart 1981, Bd. 2, S. 589.

4 Silvio Vietta, Die Frühromantik. In: Wolfgang Bunzel (Hg.), Romantik. Epoche, Autoren, Werke. Darmstadt 2010, S. 11–25, hier 13.

schlecht leben, sie wird oft als nicht aushaltbar empfunden. Die Romantiker:innen erfassten diese wesentliche Stimmung moderner Kunst: Individualität und Klarheit treffen auf das Geheimnis, das Unheimliche. Das verunsichert uns und wir übertragen die Verunsicherung auf unsere Umgebung.

Ein Nicht-Gesicht stellt die Verheißung eines ganzheitlichen Menschenbildes infrage. Was wird zur Darstellung gebracht und was nicht? Denn Leere und Unklarheit ängstigen oft. Dem entgegen füllt Grüß ihre Blätter wie in einem Horror vacui. Aneinander gereihte Schuppenmuster füllen den Hintergrund.

Überzeichnend und schichtend verwandelt sich das Papier stetig. Der Irritationskurs stellt sexistische Maßstäbe infrage. Die Zeichnungen vollziehen sich, wenn ich Novalis auf Grüß beziehe, in der „Kunst – Fähigkeit bestimmt und frey zu produciren […]."[5] Bestimmt, also mit Absicht, und frei, sich spielerisch dem Prozess hinzugeben. Novalis' Freiheit der Entscheidung – das ist eine gute Idee von einem, der wusste, wie man aus Stoffen wie Kohle, Salz und Mineralien etwas Neues formt. Feministisch ist es, Erwartungen und vermeintlichen Eindeutigkeiten den Boden zu entziehen, die Perspektive zu wenden, durchlässige Räume herzustellen und Verständigung zu ermöglichen.

5 Richard Samuel (Hg.), Novalis Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenberg, Bd. 2, Stuttgart 1981, S. 585.

Sophie Seeliger

„Und führen, wohin ich nicht will“. Geflüchtete Frauen aus den deutschen Ostgebieten 1944/45

Einleitung

„Und führen, wohin ich nicht will" nannte die aus Schlesien stammende CDU-Politikerin Ursula Benedix-Engler ihre 2004 erschienene Autobiografie[1] über ihr Leben in ihrer Heimat, Ausbildung und Studium in Leipzig und Breslau und letztlich die Flucht, die sie durch Sachsen und Brandenburg führte. Nachdem Benedix im Oktober 1944 wie die meisten Universitätsstudenten zum Reichsarbeitsdienst eingezogen worden war, organisierte sie im Frühjahr 1945 die Flucht aller Kameradinnen aus ihrer Stellung. Sie selbst plante zunächst, sich zu ihren Eltern ins schlesische Neurode durchzuschlagen. Aufgrund der aus den Ostgebieten drängenden Flüchtlingsströme verwarf sie jedoch ihre Pläne. In Sachsen und Brandenburg verdingte sie sich auf Bauernhöfen, letztlich übernahm sie in Prießen eine Stelle als Hilfslehrerin. 1947 flüchtete sie erneut, dieses Mal in den Westen.

Zu den wenigen Studenten, die nach Oktober 1944 noch an der Universität weiterstudieren durften, gehörte auch die zwanzigjährige, in Berlin geborene Irmgard T.[2] Nachdem sie ihr Studium zunächst in Berlin begonnen hatte, wechselte sie mit der Intensivierung der alliierten Luftangriffe an die Universität Breslau. Ihre Eltern indes befanden sich aufgrund des Luftkriegs als Betreuer in einem Kinderlandverschickungslager in Wilhelmsruh.[3] Sie besuchte ihre Familie dort zuletzt an Weihnachten 1944. In das bereits im Zeichen von Sperren und Schanzen stehende Breslau kehrte sie nicht mehr gern zurück. Bereits in ihren Tagebucheintragungen an Weihnachten und Jahreswechsel erwog sie den Gedanken an eine Flucht, wollte diese jedoch nicht ohne ihre Freundin, die im Gegensatz zu ihr dienstverpflichtet worden war, umsetzen.[4] Als Breslau am 20. Januar 1945 den Räumungsbefehl erhielt, zögerten beide die Flucht noch hinaus; als sie sich drei Tage später doch dazu entschlossen, fuhren keine Züge mehr.[5] Die Freundinnen legten die ersten 100 Kilometer ihrer Flucht durch tiefen Schnee auf dem Fahrrad zurück. Danach musste sich Irmgard von ihrer Freundin trennen, da diese nicht mehr in der Lage war, die Flucht fortzusetzen.[6] Sie selbst schlug sich weiterhin mit dem Rad nach Berlin durch. Unentwegt beschäftigte sie dabei die Frage, ob sie die Stadt wohl vor den russischen Truppen erreichen würde.

1 Vgl. Ursula Benedix-Engler, „Und führen, wohin ich nicht will". Meine Autobiographie, Leer 2004. Vgl. auch das biografische Profil von Dorothea Oelze über Benedix-Engler bei der Konrad-Adenauer-Stiftung (https://www.kas.de/de/web/geschichte-der-cdu/personen/biogramm-detail/-/content/ursula-benedix-engler-v1; 16.8.2021).

2 Das Weiterstudieren war lediglich den Studenten ab dem 5. Semester noch erlaubt. Eintrag vom 7. 11.1944 (Deutsches Tagebucharchiv [DTA] 3421,1).

3 Vgl. Erich Maylan, Auflistung der KLV-Lager, Dokumente und Berichte zur Erweiterten Kinderlandverschickung 1940–1945, Band 1, Bochum 2004.

4 Vgl. Eintrag vom 31.12.1944 (DTA 3421,1).

5 Vgl. Eintrag vom 23.1.1945 (ebd.).

6 Vgl. Eintrag vom 29.1.1945 (ebd.).

„Und wohin dann, wenn wir auch dort fortmüssen?“[7] Auch quälte sie die Ungeduld, Klarheit über das Schicksal ihrer Eltern zu erhalten. Nach zwölftägiger Flucht erreichte sie Berlin, zeitgleich mit einem Fliegeralarm. Hier traf sie auch wieder mit ihren Eltern zusammen, die aus dem KVL-Lager nur noch mithilfe des Militärs herausgekommen waren.[8] In der zweiten Hälfte ihrer Tagebuchaufzeichnungen schildert die Studentin das Warten auf das Kriegsende, die ständigen Überlegungen einer weiteren Flucht und letztlich die Unmöglichkeit, diese noch durchzuführen, gefolgt von „Todesängsten und Schrecken“ während der Einnahme Berlins. Dazu schreibt sie: „Nur die Angst sitzt in der Kehle, Angst vor dem Tod, Angst vor den Russen, Angst um die paar irdischen Wertsachen, die wir noch besitzen. Die Soldaten sind abgezogen, Frauen und Kinder dem Vernichtungskampf preisgegeben. Aber es geht um das Prestige der Reichshauptstadt, um den heldenmütigen Untergang des Nationalsozialismus. Wehe denen, die diese Verbrechen verantworten müssen.“[9] Ihre Aufzeichnungen über die späteren Tage schließen mit Krankheit, Hunger und der beständigen Angst vor der sexuellen Gewalt der Besatzer.

Weibliche Fluchterfahrung in der Endphase des Zweiten Weltkriegs

Ursula Benedix-Engler gehört zu den wenigen Frauen mit Flucht- und Vertriebenenhintergrund, über die Forschungsbeiträge und Monografien erschienen oder von denen, wie im Fall von Benedix-Engler, Autobiografien existieren, da sie im Nachkriegsdeutschland eine gewisse exponierte Stellung erlangten.[10] Die Mehrheit dieser Frauen blieb jedoch, wie Irmgard T., im Dunkel der Geschichte, obgleich die Fluchtbewegungen in der katastrophalen Endphase des Zweiten Weltkriegs[11] mehrheitlich von Frauen getragen wurden. Das Thema Frauenfluchten in den Jahren 1944/45 ist jedoch nicht deckungsgleich mit der Thematik der Flucht und Vertreibung der Deutschen, obwohl sie dennoch einen großen Teil von ihr umfasst. Vielen Frauen, die innerhalb dieses Zeitraums flohen, sollte die Flucht, im Gegensatz zu Irmgard T., jedoch nicht gelingen. Die Mehrheit ihrer Berich-

7 Eintrag vom 1.2.1945 (ebd.).
8 Vgl. Eintrag vom 6.2.1945 (ebd.).
9 Eintrag vom 25.4.1945 (ebd.).
10 Als bekanntestes Beispiel ist hier die aus Ostpreußen stammende Journalistin und Publizistin Marion Gräfin Donhöff zu nennen. Vgl. Klaus Harpprecht, Die Gräfin Marion Donhöff. Eine Biografie, Reinbek bei Hamburg 2009, und Dieter Buhl (Hg.), Marion Gräfin Donhöff. Wie Freunde und Weggefährten sie erlebten, München 2008.
11 Vgl. Ian Kershaw, Das Ende. Kampf bis in den Untergang – NS-Deutschland 1944/45, München 2011; Sven Keller, Volksgemeinschaft am Ende. Gesellschaft und Gewalt 1944/45, München 2013.

te endet mit der Einholung durch sowjetische Truppen und der Rückschickung in die zerstörten Heimaten, oft gefolgt von Internierung in Sammellagern und zwangsweisem Arbeitseinsatz. Erst im Rahmen des auf der Konferenz von Potsdam im September 1945 beschlossenen Aussiedlerprogramms (1945–1949) gelangten sie als Vertriebene nach Deutschland. Der Gesamtkomplex der Vertreibung ist aber deshalb nicht Gegenstand der Untersuchung, weil er einen späteren Zeitraum umfasst und der Begriff „Vertriebene(r)" ein sehr heterogenes Set an Personen bezeichnet.[12] Zudem zeichneten sich Geflüchtete durch einen anderen Erfahrungshorizont aus als Vertriebene.

Stattdessen zählt zu dem Thema Fluchterfahrung im Zweiten Weltkrieg die bereits im Tagebuch von Irmgard T. erwähnte Flucht vor Bombenkrieg, bei der die mehrheitlich aus Frauen und Kindern bestehenden Evakuierten zu ihrem Schutz in die ehemaligen deutschen Ostgebiete gebracht wurden, dann aber vor den heranrückenden sowjetischen Truppen erneut fliehen mussten und somit mehrfach Fluchterfahrungen machten. Dies gilt auch für die zunächst aus den deutschen Ostgebieten geflohenen Frauen, die mit dem Vorrücken der sowjetischen Truppen ihre Flucht in die westalliierten Besatzungszonen fortsetzten oder, wie Ursula Benedix, aufgrund der späteren Zustände unter der russischen Besatzung erneut flohen. Andere Frauen kehrten nach der Kapitulation zunächst nach Hause zurück, wurden jedoch von den dortigen Verhältnissen erneut zur Flucht gezwungen.

Nicht nur die Fluchten in der Endphase des Krieges, sondern die gesamte Thematik von Flucht und Vertreibung der Deutschen gilt als mehrheitlich Frauen betreffendes Phänomen, auch wenn nur für die Fluchten und die frühen Vertreibungen tatsächlich davon gesprochen werden kann. Bereits ab 1946 ist ein weitgehender Ausgleich der Geschlechterverhältnisse zu konstatieren, der während der gesamten bis 1949 andauernden Vertreibungsvorgänge anhielt.[13] Der deutlich überwiegende Anteil der Frauen in der Endphase des Zweiten Weltkriegs lässt sich leicht mit der kriegsbedingten Abwesenheit der Männer erklären. Auch war den daheimgebliebenen, noch kriegstauglichen Männern durch die Einziehung zum Volkssturm oft der Anschluss an die Fluchtbewegungen 1944/45 versagt. Ab 1946 hingegen – und damit für den längsten Teil des Vertreibungsvorgangs – ist die Zuschreibung als mehrheitlich „weibliches", überwiegend Frauen betreffendes Phänomen nicht mehr gerechtfertigt.[14] Dennoch stehen Frauen in der

12 Vgl. Katarina Aubele, Vertriebene Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. Engagement in Kirchen, Verbänden und Parteien 1945–1970, München 2018, S. 19.

13 Vgl. Stephan Scholz, Nur eine Stunde der Frauen? Geschlechterkonstruktionen in der Erinnerung an Flucht und Vertreibung. In: Edeltraud Aubele/Gabriele Pieri (Hg.), Femina Migrans. Frauen in Migrationsprozessen (18.–20. Jahrhundert), Sulzbach 2011, S. 99–128, hier 102.

14 Vgl. Barbara Stambolis, Töchter ohne Väter. Frauen in der Kriegsgeneration und ihre lebenslange Sehnsucht, Stuttgart 2012, S. 15.

musealen und medialen Repräsentation, besonders der Fotografie, deutlich im Vordergrund. Umso erstaunlicher ist deshalb die bis heute kaum vorhandene Beschäftigung mit den Erfahrungen dieser Frauen in der Forschung. Bereits aus der seltsamen Diskrepanz von öffentlicher Repräsentation und Forschungsarbeit ergeben sich zahlreiche Forschungsfragen und -komplexe aus kulturgeschichtlicher Perspektive. In Bezug auf Fluchtgeschichte aus erfahrungsgeschichtlicher Perspektive stellt sich jedoch vor allem aber die für diese Frauen nicht beantworte Frage nach ihren individuellen Motiven und Handlungsspielräumen. So beispielsweise die Frage, wie im Fall von Ursula Benedix, warum sie erst so spät flohen. Oder die Frage, wie die Frauen ihre oft traumatischen Fluchterfahrungen in den Selbstzeugnissen, die sie unmittelbar während der Ereignisse verfassten, thematisierten und auf welche Weise diese Erfahrungen von den Frauen konstituiert wurden, die ihre Erinnerungen erst Jahre oder gar Jahrzehnte später niederschrieben. Weitere Fragen wären: Was hoben sie selbst hervor, was veränderten und verschwiegen sie? Inwieweit folgten Frauen dabei dem Diskurs oder prägten diesen umgekehrt? Und was von ihrer individuellen Erinnerung fand Eingang in das kulturelle Gedächtnis und in die kollektiven Deutungen des Flucht- und Vertreibungsgeschehens, von Bombenkrieg und sexueller Kriegsgewalt? Was machte das „spezifisch weibliche" dieser Erfahrungen darin aus? Auf welche Weise gelangten individuelle Erfahrungen der Frauen in das kollektive Gedächtnis und beeinflussten dort die übergeordnete große Erzählung des Geschehens? Wie ergänzten sie eigene Erinnerungen mit deren Fragmenten und den Erzählungen anderer Personen? Und über welche Kanäle, Institutionen oder Personen[15] geschah diese Kommunikation zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis?

Zugänge zu traumatischen Erfahrungen in individuellem und kollektivem Gedächtnis

Zu dem individuellen Erleben der Frauen bieten die Konzepte der Emotionsgeschichte einen wichtigen Zugang, da Emotionen als besonders bedeutsame Stabilisatoren von Erinnerungen fungieren. Berührt werden dadurch in erster Linie nicht die exakten Fakten der biografischen Situation, sondern die Authentizität ihres Erlebens, denn Emotionen stehen im Zentrum jeder Beziehung, die ein Mensch zu seiner Vergangenheit unterhält.[16] Zudem kann man sich an besonders

15 Vgl. Harald Welzer, Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München 2008, S. 15.

16 Vgl. Jürgen Straub, Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung In: Ders. (Hg.), Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität 1, Frankfurt a. M. 1998, S. 81–169, hier 85.

emotionale Ereignisse auch besonders gut erinnern. Die Deutung dieser Erfahrungen unterliegt jedoch einem ständigen Wandel, der nicht Teil der unmittelbaren Wahrnehmung der Situation ist, sondern erst in rückschauender Betrachtung geboren wird, jedoch zu jeder gelebten Identität dazuzählt.[17]

Eine Ausnahme von der erinnerungsstabilisierenden Kraft der Emotionen bilden jedoch traumatische Erfahrungen, die in ihrer emotionalen Wirkung einen das Fassungsvermögen übersteigenden Exzess darstellen. Hierbei wird die Erinnerung durch die Wirkung der Emotionen nicht stabilisiert, sondern zerschlagen.[18] Diese Erfahrungen entziehen sich der deutenden Bearbeitung und bewussten Reflexion, bleiben jedoch unterschwellig stets präsent. Besondere Schwierigkeiten treten demnach immer bei der Überführung von individuellen Traumata in die Deutungen des kollektiven Gedächtnisses auf, da es stets die Gefahr birgt, sie zu relativieren.[19] Dementsprechend ist eine ausschließlich emotionsgeschichtliche Untersuchung der Frauenfluchten 1944/45 nicht ausreichend, um zu umfassenden Erkenntnissen zu gelangen. Diese muss um einen gedächtnis- und einen psychoanalytischen Zugang zum Geschichtsbewusstsein ergänzt werden, der hilft, die historischen Erfahrungen sowohl bei den Frauen als auch im Diskurs zu ergründen. Die Untersuchung der Eigen- und jene der Fremdwahrnehmung werden dann zusammengeführt und analytisch aufeinander bezogen, um zu zeigen, wie persönliche Erinnerungen und der Diskurs über die Fluchten aufeinander einwirkten, wo sie unverbunden nebeneinander oder auch in Widerspruch zueinander standen.

Ausblick

Die skizzierten Analysen zeigen die bisherigen Resultate des Forschungsvorhabens zu den Fluchten der ostdeutschen Frauen der Jahre 1944/45, das im Forschungsprojekt „Aus, nach und innerhalb von Deutschland migrierte Frauen – eine Erfahrungsgeschichte 1918–2018“ als Teilprojekt am Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e. V. angesiedelt ist. Durch die Rekonstruktion der Fluchterfahrungen dieser Frauen strebt das Projekt auch die Schließung von Forschungslücken im Bereich des Flucht- und Vertreibungsdiskurses an.

17 Vgl. Aleida Assmann, Stabilisatoren der Erinnerung – Affekt, Symbol, Trauma. In: Jörn Rüsen/Jürgen Straub (Hg.), Die dunkle Spur der Vergangenheit. Psychoanalytische Zugänge zum Geschichtsbewusstsein. Erinnerung, Geschichte Identität 2, Frankfurt a. M. 1989, S. 131–152.

18 Vgl. ebd., S. 147.

19 Vgl. Michael S. Roth, Trauma, Repräsentation und historisches Bewusstsein. In: Rüsen/Straub, Die dunkle Spur der Vergangenheit, S. 153–173, hier 167.

Anhang

Autor:innenverzeichnis

Susan Arndt ist Professorin für englische und afrikanische Literaturen an der Universität Bayreuth. 1997 promovierte sie an der HU Berlin mit einer Arbeit zu nigerianischen Literaturen unter dem Titel: „Orale Poetik und die Poetik des writing back". Weitere Stationen führten sie nach London und Frankfurt am Main. Ebendort und in Berlin hatte sie Vertretungsprofessuren für englische und afrikanische Literatur und Kultur inne.

Die Kunsthistorikerin Dr. Anke Blümm ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bauhaus-Museum der Klassik Stiftung Weimar. Von 2013 bis 2016 war sie Koordinatorin des DFG-Projekts „Bauhaus-Angehörige und ihre Beziehungsnetzwerke in den 1930er und 1940er Jahren". Die Ausstellung zu den „Vergessenen Bauhaus-Frauen", zu der ein Begleitkatalog erschien, war vom 1. Oktober 2021 bis 3. Januar 2022 im Bauhaus-Museum Weimar zu sehen.

Dr. Jessica Bock, ist seit Juli 2016 wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Digitalen Deutschen Frauenarchiv. 2018 promovierte sie an der TU Dresden über „Frauenbewegung in Ostdeutschland. Aufbruch, Revolte und Transformation in Leipzig 1980–2000". Hierfür wurde sie mit dem Dissertationspreis der GenderConceptGroup der TU Dresden ausgezeichnet. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in der historischen Frauen- und Geschlechterforschung, insbesondere in der Geschichte der Frauenbewegungen nach 1945 in Ost und West, Frauen und Geschlechterverhältnisse in der DDR, Zeitgeschichte und Transformationsgeschichte.

Dr. Claudia Böttcher ist Historikerin und Medienwissenschaftlerin. 2015 promivierte sie zum Thema „‚Fortschrittlich' versus ‚reaktionär'. Deutungsmuster des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus in historischen Dokumentationen des DDR-Fernsehens". Derzeit arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Hannah-Arendt-Institut an der TU Dresden. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf der medialen Darstellung von Geschichte respektive der medialen Auseinandersetzung mit Geschichte. Die wissenschaftliche Mitarbeit im Bereich Medien- und Kommunikationswissenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg forcierte bei ihr zudem die Beschäftigung mit der Thematik „Medien und Neue Rechte". Aktuell arbeitet sie als Koordinatorin eines Digitalisierungsprojektes am HAIT und forscht zur Geschichte des Ostberliner Künstlerklubs „Die MÖWE".

Dr. Magdalena Gehring studierte an der TU Dresden Neuere und Neueste Geschichte sowie Germanistik/Literaturwissenschaft und verbrachte nach ihrem Studium ein Jahr an der Purdue University in den USA. Nach ihrer Rückkehr arbeitete sie an der Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der TU Dresden als wissenschaftliche Mitarbeiterin und promovierte zum Thema „Vorbild, Inspiration oder Abgrenzung? Die Wirkung der Amerikarezeption auf die deutsche Frauenbewegung im 19. Jahrhundert". Aktuell arbeitet sie als stellvertretende Leiterin des Qualitätsmanagements an der Frankfurt School of Finance & Management.

PD Dr. Udo Grashoff ist Historiker und Schriftsteller. Er hat Biochemie, Germanistik, Geschichte und Literaturwissenschaft studiert. 2006 promovierte er zum Thema Selbsttötungen in der DDR. Von 2014 bis 2020 war er als DAAD-Hochschuldozent am University College London tätig. 2019 wurde er an der Universität Leipzig habilitiert. In seinen Publikationen vor allem zur Geschichte der DDR hat er verschiedene Formen unangepassten und widerständigen Verhaltens thematisiert, unter anderem das Schwarzwohnen. In seinem neuesten Buch untersucht er Verrat im kommunistischen Widerstand gegen das NS-Regime (1933–1945). Der vorliegende Text entspringt seinem erst kürzlich erwachten Interesse an Umweltgeschichte.

Dominik Hammer ist Research Manager am Institute for Strategic Dialogue (ISD) Germany, wo er rechtsextreme Fringeplattformen im deutschen Kontext analysiert. Derzeit promoviert er in Politikwissenschaft an der Technischen Universität Dresden mit einer Arbeit über die Ideen- und Rechtsgeschichte der Eugenik in liberalen Demokratien.

Greta Jasser ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Hildesheim und Doktorandin an der Leuphana Universität Lüneburg. Sie ist Doctoral Fellow am Centre for the Analysis of the Radical Right (CARR) und Gründungsmitglied des Institute for Research on Male Supremacism (IRMS). Sie erforscht rechtsextreme und frauenfeindliche Online-Netzwerke mit einem Fokus auf Technologie, Plattformen, Affordances und Ideologien.

Prof. Dr. Marion Kaplan ist die Tochter jüdischer Flüchtlinge aus dem nationalsozialistischen Deutschen Reich. Sie lehrt als Professorin für Modern Jewish History an der New York University. Sie veröffentlichte zahlreiche Studien zur deutsch-jüdischen Geschichte vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart, insbesondere zur Geschlechter- und Alltagsgeschichte. Frau Kaplan erhielt dreimal den National Jewish Book Award für ihre Bücher.

PD Dr. Jeannette van Laak ist wissenschaftliche Mitarbeiterin für Public History und Geschichtsdidaktik am Institut für Geschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Hier leitet sie das von der DFG geförderte Forschungsprojekt „Lea Grundig 1906–1977. Migrationserfahrungen im 20. Jahrhundert". Weitere Forschungsschwerpunkte sind Erfahrungsgeschichte der Migration im 20. Jahrhundert, Zeitgeschichte und Public History.

Dr. Shogufa Malekyar ist als Dozentin für Interkulturelle Kommunikation an der Universität Heidelberg tätig. An der Akademie für internationale Zusammenarbeit ist sie Tutorin für Landesanalyse Afghanistan. Sie hält Vorträge in verschiedenen Bildungsinstitutionen, schreibt Gedichte in Farsi und Deutsch und hat drei Bücher und viele Artikel in Deutsch und Farsi veröffentlicht.

Dr. Fruzsina Müller studierte in Budapest/Ungarn und in Leipzig Germanistik und Journalistik. 2016 promovierte sie in der vergleichenden Kulturgeschichte an der Universität Leipzig zum Thema Konsum und Mode im staatssozialistischen Ungarn. Zwischen 2016 und 2020 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Leipziger Diakonissenhaus, erarbeitete mehrere Ausstellungen, Publikationen und eine Monografie zu dessen Geschichte. Aktuell forscht sie zu Krankenpfleger:innen mit Migrationserfahrung und ist in einer erinnerungskulturellen Initiative aktiv.

Alexander Rode M. A. studierte Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Leipzig. Er promoviert am Lehrstuhl Deutsche und Europäische Geschichte des 19. bis 21. Jahrhunderts, Universität Leipzig, zur Verfolgung von Wohnungslosen, sogenannten Landstreichern, Sinti und Roma in der Zeit des Nationalsozialismus und ist Mitglied des „Initiativkreises Riebeckstraße 63".

Prof. Dr. Marion Röwekamp ist Juristin und Historikerin. Nach mehreren Aufenthalten in den USA ist sie gegenwärtig Inhaberin des Wilhelm und Alexander von Humboldt-Lehrstuhls des DAAD am Colegio de México in Mexiko-Stadt. Sie arbeitet zur Rechtsgeschichte von Frauen in Deutschland, Europa und auf transnationaler Ebene und hat dazu mehrere Buchstudien und zahlreiche Aufsätze veröffentlicht.

Sophie Seeliger M. A. studierte Geschichte und evangelische Theologie an den Universitäten Marburg und Leipzig. Sie ist wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Totalitarismusforschung der TU Dresden und Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „Von, nach und innerhalb von Deutschland migrierte Frauen – eine Erfahrungsgeschichte 1918 bis 2018".

Heidi Stecker ist Kunstwissenschaftlerin mit den Arbeitsschwerpunkten Kunst und Kulturpolitik des 19., 20. und 21. Jahrhunderts, zeitgenössische Kunst und Kunst in der DDR sowie Kuratorin von Ausstellungen mit zeitgenössischen künstlerischen Positionen und solchen aus der DDR sowie zu aktuellen Diskussionen. Sie wirkt zudem als Autorin und Herausgeberin von Publikationen und kunstwissenschaftlichen Texten. Darüber hinaus verantwortet sie Lektorate und Bildredaktionen, u. a. für den Hirmer-Verlag München, für die Klassik Stiftung Weimar, vor allem für das Bauhaus-Museum, für M BOOKS Weimar und für Museen, ebenso für das Museum Weißenfels im Schloss Neu-Augustusburg, die Brandenburgische Gesellschaft für Kultur und Geschichte und das Haus der FrauenGeschichte in Bonn.

Dr. Francesca Weil ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Hannah-Arendt-Institut an der TU Dresden. Sie arbeitete zu Themen der NS- und der DDR-Geschichte, der Transformations- sowie der Geschlechterforschung. Zurzeit leitet sie am Institut das Forschungsprojekt „Von, nach und innerhalb von Deutschland migrierte Frauen – eine Erfahrungsgeschichte 1918 bis 2018“. Ehrenamtlich arbeitet sie im Vereinsvorstand „Riebeckstraße 63“ mit.